5091 Bibl.Mont

Die reinmenschliche Ansicht der Ehe,

mit

Erläuterungen

über

das Höchste der Menschheit.

Jedem

denkendern Freunde des Schönen!

Von

J. Salat, Professor.

München bey Joseph Lentner 1807.

Καλον κ'αγαθον!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ein Staatsmann, der gerade einen wichtigen Gegenstand aus dem Fache des *positiven Eherechts* zu bearbeiten hatte, foderte mich auf: ihm „einige Grundsätze über die Ehe aus dem Gesichtspnnkte der Philosophie", nach meiner Ansicht, mitzutheilen. So ist der folgende Aufsatz entstanden.

Bey weiterm Nachdenken, und zumal in Ansehung gewisser Phänomene der Zeit, schien mir die Sache interessant oder wichtig genug, um noch weiter zur Sprache gebracht —, um neuerdings von Mehrern geprüft und beherzigt zu werden.

Wem in den Numern, die in dieser Schrift zuerst folgen, Etwas unbewiesen oder willkührlich (präkär) vorkommen möchte; wem z. B. das, was hier von der **Achtung** oder von der **Liebe** gesagt ist, nicht ganz einleuchtet: den wird, wie ich hoffe, diese oder jene Erläuterug in den Zugaben befriedigen. Fällt es aber auf, daß letztere des Raumes so viel, vergleichungsweise, einnehmen; so bedenke man, welchen Gegenstand sie zugleich betreffen: das Höchste der Menschheit.

Und

Und freylich, nur indem die Ehe unter der **Idee** gefaßt ward, konnte sie in solche Verbindung treten: nur darum mochten dann solche Betrachtungen sich anschließen.

Nimmer soll die **Wissenschaft**, in welcher besondern Form (Gestalt) sie auch da oder dort auftrete, stille stehen. Und wenn die **Wahrheit** sich im Gebiete der Erscheinungen nur allmählig und, möchte man sagen, mühsam erhebet; wenn bald von dieser bald von jener Seite, in demselben Kreise der Menschheit, eine neue Wolke, ein neues und vielleicht feineres Blendwerk dagegen aufsteigt: so ist auch von Zeit zu Zeit eine neue, reinere Darstellung, eine völligere Entwickelung des Wahren nothwendig. Ein Bedürfniß der Menschheit! Daher gebühret,

bühret, wie mir deucht, auch jedem Versuche dieser Art eine Würdigung.

Giebt es aber sonst, in Absicht des Wahren κατ᾽ εξοχην, im Menschenreiche nichts absolut Neues, wofern auch nur Ein wahrhaft Gebildeter angenommen (gesetzt) ist: so ist eben darum kein Solcher aus dem Gebiete der Philosophie ausgeschlossen. Es kann also zwischen ihm und irgend einem Andern dann nur ein Gradunterschied, auf der rationellen und besonders auf der intellektuellen Seite, Statt finden. Wie hoch man auch diesen Unterschied, zumal nach einer äußern Veranlassung auf der letztern Seite, hinaufsteigere: nimmer kann gleichwohl derselbe in eine absolute oder specifische Verschiedenheit umgesetzt werden. Die-

se „Differenz" aufstellen oder behaupten zu wollen, könnte nur dem einfallen, welcher, einseitig und folglich beschränkt, sich dem Fluge oder — diesem Zuge der Phantasie überließe. So weit deren Fittige reichen, würde dann auch sein Verstand (Denkgeist) emporgetragen. Er würde, indem irgend eine wärmere Empfindung hinzukäme, fortgerissen. Aber man sieht, wie da eine besondere Gefahr obwaltet. Es erhellt solche noch mehr, wenn man insbesondre den Anlaß bedenkt, welcher durch die äußern, positiven Verhältnisse der Menschheit, und zwar auf eine hervorstechende Weise, gegeben ist. Denn gerne hängt sich auf einer Seite die Trägheit, selbst des Denkgeistes, an eine solche Scheidung; und gerne schlingt sich auf der andern die Neigung, aus deren Schooße der Stolz hervorkeimt,

keimt, an dieselbe. Daher, von jener Seite, die Sprache: „Was geht das mich an? ich bin kein Philosoph!“ Oder wenigstens: „kein spekulativer!“ — also kein denkender und denkenderer Mann? ? —; daher, auf dieser Seite, die Anmaßung des groben oder feinen Pedanten (Schulfuchses), die Philosophie für sich und seine Geistesgenossen schlechthin, geknüpft an diese oder jene Formel der Zeit, in Beschlag zu nehmen.

Also Keinem ist es erlaubt, gegen irgend einen Gebildeten von der gedachten Art zu sprechen: „Bis daher, und nicht weiter!“. — Ein Unterschied cum grano salis, d. h. einige Unterscheidung in Bezug auf jene Verhältnisse, sofern sie bestehen und gültig sind,

kann

kann bey diesem Totalblicke noch immer Platz finden. — So erscheint der Fortgang auf dem Pfade der Kultur, und hiermit die Spekulation oder das schärfere Denken, im schönern, idealischen Lichte.

Aber wohl liegt der Schärfe dann schon die Tiefe, welche allein durch das — wahrhaft — Vernünftige (Rationelle) gegeben wird, zum Grunde.

Und welches Recht an ihrem Orte der Phantasie, man nenne sie Einbildungskraft oder nicht, zukomme, soll eine folgende Erläuterung zeigen. Sie ist am rechten Orte keine Feindin der Philosophie, selbst als Wissenschaft oder Spekulation: nur behauptet auch diese ihr Recht. Oder sollte sie

einem

einem Wortstreite weichen? — Jede Einseitigkeit stört; jede schadet.

Uebrigens kann der Name, wenn er sonst gültig ist, auch in dieser Sphäre der Menschheit allein durch die bessere Gestalt der Sache gerettet werden. Möge die gegenwärtige Schrift auch dazu Etwas beytragen!

München
den 22. Julius
1807.

D. Verf.

Inhalt.

Inhalt.

Grundsätze über die Ehe: eine Ansicht derselben aus dem reinmenschlichen Gesichtspunkte. S. 1.

Erläuterungen, Zusätze.

I. Grundsätze; oder: von dem Einen. — Blicke auf das Höchste in seiner Beziehung auf den Menschen. S. 15.

II. Liebe; oder: über die reine und umfassende Bedeutung dieses Worts. — Blicke auf den Möchsgeist und den Weltgeist. S. 35.

An=

A n h a n g.

Drey denkwürdige Aeußerungen. — Eine kritische Zugabe. S. 117.

D r u c k f e h l e r.

S. 29, Z. 8. lese man ausging anstatt ausgieng; S. 30, Z. 9. und anst. uns; S. 35, Z. 10 vollständigere anst. vollständige; S. 88, Z. 9 Zirkel anst. Zirkeln; S. 122, Z. 9 oben anst. eben; und S. 140, Z. 28 setze man (nach zum) Behufe.

Grund-

Grundsätze über die Ehe.

1.

Die Ehe, als reinmenschliches Institut, behauptet einen eigenen Charakter der Heiligkeit und der Würde. Hiermit schwebt dem Gesetzgeber im bürgerlichen Vereine selbst ein Ideal vor, das, obwohl nie völlig erreichbar, doch immer völliger erreicht werden soll. Denn auf diesem Grunde beruht sowohl die wahre Sicherheit und Dauer des Staates, als die Veredlung und das wahre Glück der Menschheit.

2.

Dieser höhere Charakter beruht auf der Liebe, im reinen Sinne dieses Worts, sofern dieselbe auch in der Geschlechtsliebe, im Gegensatze mit der Wollust als bestimmendem Grunde, nicht verkannt werden darf. Daher der Grundsatz: „Keine Ehe (und folglich keine Heyrath) ohne Liebe!

3.

Da die Liebe als solche auf Achtung gegründet, und davon unzertrennlich ist; so sind nur unverdorbne oder moralisch gute Menschen der Ehe empfänglich. Daher gilt in einem wohlgeordneten Staate: Niemand darf heyrathen, der sich nicht in seinem Kreise, wo er von den Vorgesetzten nach sichern Regeln der Menschenkunde wohl erkannt werden mußte, als einen unbescholtenen und rechtschaffenen Menschen bewährt hat.

4.

Außer dem moralischen Theile, welcher demnach in der Achtung und dem entsprechenden Wohlwollen besteht, liegt in der Geschlechtsliebe als solcher ein physischer Theil, welcher dann wie von selbst, d. h. nach einem Gesetze der (physischen) Natur, hinzukommt. Insofern gehört die Befriedigung des Geschlechtstriebes und die ihr entsprechende Erzeugung der Kinder zum Wesen der Ehe.

5.

Wo die Liebe — in ihrer wesentlichen Differenz von der bloßen Leidenschaft oder „Ver-

liebtheit" sowohl als von der Wollust — sich findet: da herrscht, wenn auch die leztere als Folge eintritt, der moralische Theil vor; und damit ergiebt sich dann wieder wie von selbst, unter der Leitung des sittlichen Princips, derjenige Grad von Schamhaftigkeit und Mäßigung, wodurch der Naturzweck, die Erzeugung gesunder und kräftiger Kinder, am besten erreicht wird. Im Ganzen oder genau betrachtet, gedeiht selbst die Schönheit — von dieser äußern, physischen Seite — nur im Elemente der Sittlichkeit.

6.

Da sich die Achtung und hiermit die Liebe nur auf moralische Wesen (Personen) bezieht, oder nur gegen solche Statt findet: so hängt mit der reinen, d. h. eigentlichen, Geschlechtsliebe auch die Sorge für die Erziehung der Kinder innerlich zusammen; und der natürliche Zug der Sympathie zu denselben, insbesondere der schöne Muttertrieb, erhält durch die Achtung eine höhere Richtung, Festigkeit und Dauer. So erscheint die Geschlechtsliebe nothwendig als mütterliche und väterliche Liebe; und die Erziehung gehört zur Wesenheit der Ehe. Dem Staate sowohl als der Menschheit ist nun dadurch gedient, daß

Wesen entstehen oder heranwachsen, die nicht bloß die äußere Form der Menschheit an sich tragen.

7.

Zur Ehe werden also erfordert: 1) zwey Personen von verschiedenem Geschlechte, und die 2) geistig und körperlich so beschaffen sind, daß die Geschlechtsliebe als solche (in ihrer Totalität) bey ihnen eintreten kann: die also sich lieben und zur Erzeugung geschickt sind. Fehlt es auf dieser Seite; so mag wohl Freundschaft und, wenn man will, ein freundschaftlicher Vertrag, aber ja kein ehelicher Statt finden: also auch keine Ehe! Fehlt es aber auf jener Seite; so kann immer nur privilegirte Hurerey, wie man auch sonst diese Art von äußerer Verbindung nenne, eintreten.

8.

Fragt man also nach dem Zwecke der Ehe; so ist derselbe theils subjektiv, theils objektiv. Subjektiv, sofern er den Subjekten, welche die Ehe schließen, angehört, also das, worauf diese ihr Auge richten, oder was sie eigentlich beabsichtigen: d. i. die gegenseitige Veredlung und

Be=

Beglückung, indem der sittliche Theil der Geschlechtsliebe im Gefühl und im Bewußtseyn derselben vordringt, wo denn selbst der natürliche Trieb des Wohlwollens die Richtung auf die Tugend, auf die Unschuld und die weitere, sittliche Ausbildung des Andern (der Gattin oder des Gatten) erhält; denn eben diese erscheint dem wahren oder würdigen Subjekte der Ehe als die Basis des ächten, bleibenden Wohls. Objektiv, indem der sinnliche Theil der Geschlechtsliebe hinzukommt, und die Fortpflanzung von der Natur beabsichtigt und erzielt wird. Allein, wenn man den subjektiven und objektiven Zweck der Ehe unterscheidet; so darf man sie doch nicht trennen.

9.

Wo die Geschlechtsliebe als solche eintritt, da wird die Fähigkeit zu zeugen in dem Andern jedesmal vorausgesezt. Und sobald der Liebende gewiß wird, daß dem Andern (Subjekte) diese Fähigkeit mangle, so hört die Geschlechtsliebe auf: es kann zwischen ihnen Freundschaft, aber nicht Ehe oder eheliche Freundschaft Platz finden. — Bey Unwürdigen (die es sind oder werden) mag allerdings die Wollust noch herrschen.

10.

Im wohlgeordneten Staate — so wie auch der Staat im Ideale vorschwebt, und dann in der Wirklichkeit immer mehr eintreffen (realisirt werden) soll — gilt demnach keine Verbindung als Ehe, welche der Eigennutz zum Nachtheile des subjektiven, oder die Unwissenheit zum Nachtheile des objektiven Zwecks schließt. Mag die gemeine Habsucht sich „Verstand", mag der vornehme Ehrgeiz sich „Vernunft" nennen, und über die Liebe spotten, indem die eine sie nicht erkennt, und der andere sie verkennt oder mit der „Leidenschaft" verwechselt: jede Verbindung dieser Art ist schlechthin verwerflich. Und nicht minder ungültig ist die sogenannte Ehe, wenn dem einen oder dem andern Subjekte (bey ungleichem Alter, Entnervung u. s. w.) oder — wenn beyden die Zeugungsfähigkeit mangelt. Unwissenheit oder Unsittlichkeit findet sich immer auch in diesem Fall' ein. In einem gewissen Grade mögen sie öfters sich zusammen finden. Und der Staat, in welchem dergleichen (Un-) Ehen geschlossen oder geduldet werden, ist insoweit vom Geiste der Brutalität, d. h. der Unsittlichkeit und der Dummheit, beherrscht. — Greise oder ältere Personen, denen die besagte Fähigkeit gebricht, können unter dem

Schu-

Schutze und der Garantie des Staates einen besondern Freundschafts-Vertrag, aber keinen Ehebund schließen: vorausgesetzt, daß sie gute Menschen sind. (Nur verwechsle man nicht Güte mit Vollkommenheit!)

II.

Wie sich die Achtung auf die reine Menschheit bezieht, so strebt sie nach der Ausbildung des reinmenschlichen (ächtsittlichen) Charakters in dem geliebten Individuo. Und da das sittliche Bestreben von der Gerechtigkeit ausgeht; so entsteht zuvörderst die schöne eheliche Gleichheit: ein Theil betrachtet den andern als Selbstzweck, nicht als bloßes Mittel, als Person, nicht als Sache, kurz: als Menschen! — Diese eheliche Gleichheit umfaßt nun die ganze Sphäre ihres Seyns oder Wirkens, also auch die Befriedigung des Geschlechtstriebes: von einem „Verlust' und Gewinne der Persönlichkeit" kann folglich da keine Rede seyn; und der Kantische Ausdruck mag nur insofern gelten, als darin jene gegenseitige Relation und hiermit die eheliche Gleichheit ausgesprochen ist. Uebrigens verträgt sich mit dieser Gleichheit eine gewisse Ungleichheit in dem äußern Verhältnisse recht wohl: noch

im-

immer äußert sich der Geist dieser Gleichheit, als Großmuth, als Schonung und mittheilende Achtung im Manne, und im Weibe als Nachgiebigkeit oder zuvorkommende Liebe. So behauptet sich auch die Gemeinschaft der Güter; und nimmer sinkt die Frau, wenn auch der Mann das erste und das entscheidende Wort führet, zur Sklavin herab.

12.

Die Liebe, so wie sie von der Achtung in keiner Hinsicht getrennt werden kann, ruht auf der Basis (dem Grunde) der Sittlichkeit. Der wahrhaft Liebende kann daher keineswegs die Möglichkeit, daß er je zu lieben aufhöre, denken; denn er müßte ja setzen, daß er aufhören würde, sittlich oder rechtschaffen zu seyn. Wie könnte dem Liebenden, dessen Sinn ganz auf die sittliche Veredlung und hiermit auf das wahre Glück des Geliebten hingerichtet ist, ein solcher Gedanke in den Sinn kommen? Die wahre Liebe schließt also den Ehebund auf die Lebenszeit, bis zum Tode! Eine Heyrath „aus Liebe", und gleichwohl nur „temporär", ist folglich ein baarer Widerspruch, ist nur maskirte Wollust oder die unselige Frucht

einer

einer gewissen Aufklärerey. Und der sogenannte „Konkubinats-Vertrag" ist schon als pactum turpe schlechterdings verwerflich, da er in den Kontrahenten nur Wollust als Bestimmungsgrund, mithin eine thierische Stimmung voraussetzt. Auch gewährt er für die Legalität, woran dem Staate als solchem gelegen ist, überall keine Garantie. Denn im Schooße eines solchen Vertrags ist kein Friede, keine dauernde Ruhe, keine wahre Ordnung oder Thätigkeit: 1) die Unsittlichkeit nimmt zu — ohne die Grundlage der Sittlichkeit giebt es keine dauernde Legalität; — und 2) solche Menschen haben so wenig den Willen, ihre Kinder erziehen zu lassen, als die Fähigkeit sie zu erziehen. Dem Staate ist aber vornehmlich an der Erziehung gelegen; und gerade dadurch bewährt sich der Charakter einer wahren Ehe: denn als Folge, aber praktisch-nothwendig, schließt sich die Erziehung der Kinder an den subjektiven und objektiven Zweck der Ehe än. Kurz, Menschen, die sich nur als Mittel ansehen oder — in der Linie der Zeit und bis zu einem gewissen Punkte derselben — schätzen, aber nicht als Selbstzwecke behandeln und folglich achten: solche Menschen gehen praktisch aus dem Reiche der Menschheit hinaus, und können eben darum auch in keiner

menschlichen Sphäre, sie heiße Staat oder Kirche, geduldet werden. Besserung oder Vernichtung (aus dieser Linie der Zeit)!

13.

Füglich unterscheidet man zwischen dem innern und dem äußern Bande der Ehe. Jenes wird von der Liebe (und daher von den Liebenden selbst) geknüpft; und eben darauf beruht das Wesen und insofern die Existenz der Ehe, so daß wohl eine wahre Ehe ohne das äußere Band, aber nicht mit diesem allein Statt finden kann. Dieses wird vom Staate und der Kirche geknüpft, zum Behufe der Ordnung in ihrer Sphäre, — als Bestätigung oder Sanktion. So wie man den einen oder den andern Punkt aus dem Auge läßt, entsteht ein Extrem, eine Uebertreibung oder Einseitigkeit, in Bezug auf diesen Kreis der menschlichen Ausbildung. Aber das schlimmere Extrem entsteht dann, wenn das innere Eheband nicht erkannt wird.

14.

„Kinder der Liebe" giebt es demnach einzig in der Ehe. Aber die Produkte der Wollust, der (bloßen) Leidenschaft, es sey in- oder außerhalb

halb der positiven Markung, sollen nicht mit diesem schönen Namen bezeichnet werden. Und der Ausdruck „Kinder der Pflicht" in Bezug auf dieselbe Markung, — ja selbst „die eheliche Pflicht" ist in dieser Hinsicht verwerflich. Denn wo die Liebe ist, da kommt der physische Genuß von selbst und ordentlich hinzu: wer könnte da von „Pflicht" sprechen? Wo aber die Liebe fehlt, da ist in dieser Hinsicht wie in jeder andern ein Gewebe der Unsittlichkeit, also das ganze Leben Unfriede oder Wollust und folglich, wie hart es auch klingen mag, eine fortgesezte Hurerey. Aber vom Bösen (Unsittlichen), nicht vom Schwachen ist dieß gesagt. Die Liebe, wo sie auch bey dem beschränktern Verstande sich findet, trägt das Korrektiv-Mittel in ihrem Schooße.

15.

So wird denn der wohlgeordnete Staat — in dem schönen Bunde mit der Kirche, ohne den weder der Zweck der Menschheit erreicht werden, noch der Staat selbst blühen und fortdauern kann — sein Augenmerk zuerst dahin richten:

a) Daß nur rechtschaffene, sittliche Menschen heyrathen, und

b) daß

b) daß die Sittlichkeit der Verheyratheten dauere.

Mit der Sittlichkeit verschwindet die Liebe. Wer aber die Tugend verließ, wird so, wie er zu ihr wiederkehrt, der Liebe wieder empfänglich. Daher das schöne Geschäft eines „Friedensrichters". Kehrt aber der Fehlende nicht zur Tugend zurück: was ist er dann dem Staate? — Die Liebe selbst, in dem Beleidigten, hat einen eigenen Trieb zur Verzeihung.

16.

Da zur Ehe zwey Elemente, ein moralischer und ein physischer Theil, erfodert werden; so gehet, wenn der letztere aufhört (z. B. im Alter), die Ehe bey ordentlichen Menschen von selbst in den Freundschafts-Vertrag über. Spricht man also da noch von Ehe, so gilt diese Sprache eigentlich nur der frühern Zeit. So endigen alle wahren Ehen, in diesem oder einem ähnlichen Falle, mit bloßer Freundschaft.

17.

Hört das physische Requisit bey irgend einem Theile früher auf; so ist eben damit auch die Ehe schon aufgehoben: und es entsteht nun die Frage,

ob

ob der andere Theil, bey welchem dasselbe noch Statt hat, eine neue eheliche Verbindung eingehen wolle oder nicht? Die Liebe wird sich als Mitleiden äußern, und daher gerne die alte Ehe dergestalt in Freundschaft verwandeln, daß keine neue geschlossen wird. Ist hingegen der Fall dringend, so wird die Liebe hinwieder auf der andern Seite als Mitleiden sich äußern, und als Freundschaft zur neuen Ehe aufmuntern. Darauf beruht dann ein besonderer Grund zur positiven Scheidung.

18.

Wo der moralische Theil von jeher abging, wo nie eigentliche Liebe Statt hatte; da war nie eine Ehe: es fehlte das innere Band; und das äußere, sofern Habsucht, Zwang u. s. w. es knüpfte, muß zerrissen werden.

19.

Die natürliche Freyheit der Liebenden kann, in Absicht der zu schließenden Ehe, nur insofern beschränkt werden, als man füglich den Rath der Eltern als nützlich voraussetzen kann. Eben darum aber muß auch das Veto der Eltern beschränkt werden.

20.

Endlich: wenn der Gatte oder die Gattin unmoralisch ward? — Der Liebende wird die Hoffnung der Besserung nicht leicht aufgeben: daher kann der Staat festsetzen, daß nur im Falle der Unverbesserlichkeit jener wiederum heyrathen dürfe. Dieser Fall aber muß nach den Regeln der Menschenkunde bestimmt werden.

Er-

Erläuterungen, Zusätze.

I.

Grundsätze.

Allerdings sind diese — nur abgeleitete Sätze, wiewohl sie in Bezug auf solche, die erst unter besondern, positiven Bestimmungen, im Felde der weitern Anwendung vorkommen, Grundsätze genannt werden können. Ein Princip muß denselben zum Grunde liegen. Dieses ist dann der Eine Grundsatz. Nur vorausgesetzt sollte in der obigen Darstellung dieß Princip werden, indeß zugleich die Einheit eben darin hervorginge.

Dieses Princip beruht auf dem reinen Begriffe der Menschheit, so wie uns derselbe ein Göttliches und ein Thierisches zugleich darstellt, und wie sich die Vereinigung — zum Behufe des Einen, das da „Mensch" heißt und heissen kann — nur durch Unterordnung des letztern unter das erstere ergiebt. Nur dadurch verschwindet der Kontrast, welchen sonst der Begriff (die vergleichende Reflexion) aufstellt. Und dem Objekte, der Sache, die so erhöht oder veredelt sich darstellt, entspricht nun ein schönerer Name: was sonst „thierisch" oder „des Menschen unwürdig" genannt wird und genannt werden müßte; das heißt nun auch menschlich oder des Menschen nicht unwürdig,

ja insofern selbst menschenwürdig. Schon als Anlage betrachtet, erhält es dann eine mildere oder minder auffallende Benennung: es heißt sinnlich, physisch, natürlich u. dgl., und erscheint zugleich an sich ganz unschuldig.

Der eigentliche Begriff der „Menschheit" ist nicht ohne die Idee, so wie darin oder dadurch das Höhere κατ' εξοχην erscheint. Das Ebenbild ist, als solches, nicht trennbar vom Urbilde. Ja, in der Idee liegt die Basis. Und wem das Ideal κατ' εξοχην nicht fremd ist; dem, aber nur dem, schwebt auch die Idee als Grundlage vor. Ihm ist sie reell: keine Erdichtung und kein Gespenst!

Wie aber dieß Höhere genannt werde, ist nicht das Erste, was da in Betrachtung kommt. Erst auf dem Reflexionspunkte, wo und sofern er gültig ist, d. h. auf dem Standpunkte des Begriffs, wie er hinzukommt, tritt selbiges unter den Charakteren des Wahren, des Guten und des Schönen auf. Daher auch die Vorstellung des an sich Schönen oder des Urschönen. Dieses liegt jeder Erscheinung, die wahrhaft schön genannt werden kann, zum Grunde. So wird selbst die Sinnenwelt durch das Medium der ästhetischen Ansicht, indem eben damit die religiöse sich einigt, aufgefaßt. — Nimmer ist das Schöne, im Zusammenhange des Ganzen, vom Wahren und Guten getrennt: noch sind diese denkbar ohne jenes, sofern man sie idealisch auffassen will. Die „Schönheit und der himmlische Reiz der Tugend" ist so bekannt, als das Καλον κ'αγαθον.

zov. (Nur dem praktischen Naturalisten, d. h. dem Weltlinge, sind Ausdrücke dieser Art ein leerer Schall: er klebt ja, troß jedem Scheine von höherer Regsamkeit, an der Erdscholle!) Und die Wahrheit ermangelt nur in der logischen Form, nicht unter dem idealischen Gesichtspunkte, des Schönen; denn eben da erscheint sie mit der Tugend schwesterlich Eins: vereinigt durch ein himmlisches Band! Sey es, daß eine solche Darstellung die Einbildungskraft oder die Phantasie, wie solche als ästhetische Kraft (als Potenz des Schönen) wirkt, vornehmlich anspreche: so findet sich doch eben hierbey auch Stoff für die geübtere Denkkraft. Und so könnte — wie dort, auf dem Titelblatte — wohl auch statt des Wahren oder Guten das Schöne gesetzt werden: nämlich bey dem besondern Hinblick auf eine Sphäre der Menschheit, wo das Höhere besonders in der Gestalt des Schönen hervortritt, und im Gegensatze mit jedem gröbern und feinern Blendwerke in derselben.

Noch bestimmter, sobald und wo der Begriff an seinem Orte gültig eintritt, erscheint das Höhere, Unbedingte, Uebersinnliche u. s. w. unter dem Charakter des „Sittlichen" oder „Moralischen." Und diese Bestimmung tritt ein, wo man immer das Auszeichnende des Menschen, im Vergleich' und im Gegensatze mit solchen Wesen, die bloß physischer Art sind, bezeichnen will. Also von Seite der Freythätigkeit, der Selbstthätigkeit in diesem eminenten Sinne, der Uneigennützigkeit als positiven Aktes, der reinen, d. h. eigentlichen Achtung, Liebe u. s. w. Diese Erscheinungen gehen nur aus dem Grunde der Freyheit

hervor, sind ohne die höhere Tendenz, die sich von jeder andern wesentlich unterscheidet, nicht denkbar, und stehen, wie man sieht, entgegen der Passivität und jeder Aeußerung, die ein Naturgrund, der bloße Trieb oder Stoß, bewirkt. Also wie dieser Grund erscheint in irgend Einem, das jenen auszeichnenden Charakter der Menschheit nicht besitzt! — Wollte man denselben seinem Wesen nach auch dem Thiere, wenn gleich nicht in demselben Grade, beylegen; nun, so erhöbe man eigentlich das Thier zum Menschen: in der Sache selbst wäre dadurch nichts geändert, da nun auf der andern Seite noch immer der Begriff eines nicht-moralischen Wesens feststände; und man wäre dabey noch im Widerspruche mit sich, da man eben vom „Thiere" gleichwohl noch spräche. Indeß hat die spielende Willkühr der Empirie, wie solche auf diese und jene glänzende (scheinbare) Erfahrung sich stützt, allerdings hier ein weites Feld. Und es mag da wohl manches „unterhaltende" und schimmernde Phänomen hervorkommen, wenn die Phantasie, zumal die jugendliche, darein spielt. Denn gern verbindet sich diese auf dem ersten Kulturwege mit dem Verstande, d. h. mit der bloßen Denkkraft, jener Potenz des sogenannten „Raisonnements:" und der theoretisirende Sprecher ist dadurch von dem Sinne abhängig, selbst nach dem Naturzuge, nach der äußern Lenkung seines Denkgeistes. Noch sey, wie ich setze, dabey, zumal bey dem Spiele der Phantasie, kein innerer („subjektiver," d. h. da, unsittlicher) Grund ingeheim wirksam. Doch auf die Basis der Vernunft, wie dort als Potenz des Schönen, wäre hier die Phantasie nimmer gestützt.

Und

Und von einer solchen Theorie wäre nicht sowohl zu besorgen, daß dadurch die Thiere in Menschen als — die Menschen in Thiere (wenn gleich gesteigerte) verwandelt würden.

Uebrigens ist es gleich viel, ob eine solche Theorie von Unten auf, auf dem Wege einer gepriesenen Erfahrung, gebaut, errichtet, oder von Oben herab (scheinbar), vermöge der angeblichen und belobten Allmacht einer sogenannten Idee gesetzt, konstruirt werde. Das „Potenzirte" würde da ganz mit dem Gesteigerten zusammenfallen. Und eine ästhetische oder religiöse Floskel, wenn sie da und dort hinzukäme, oder auch über einen größern Theil lieblich hinspielte, würde nur die täuschende Kraft des Ganzen verstärken, würde auch ein frommes oder besseres Gemüth anziehen, und selbst den denkendern Geist, bey dieser Vorstimmung, blenden.

Die Realität unseres Begriffs, so wie das Sittliche wahrhaft anerkannt ist, bewährt sich dann besonders durch den Kontrast oder Widerspruch der Sittlichkeit mit ihrem Gegentheile: der Unwürdigkeit, der Eigennützigkeit, Ungerechtigkeit, „Lieblosigkeit" u. s. f. Real ist diese Erscheinung, sofern sie, im Kreise der Menschheit, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen darstellt. Nur insofern, als auf dem Standpunkte der Vollendung uns der endliche Sieg des Göttlichen erscheint, verschwindet uns der Unterschied zwischen Tugend und Laster. Aber wo die Sache (das Laster, das Böse)

verschwunden ist, kann auch der Name nicht mehr vorkommen. Wer also noch diesen Namen gebrauchte, der spräche eben damit die Realität jenes Unterschieds aus, möcht' er auch sagen: „Tugend und Laster sind Eins." Nur die wissenschaftliche Verwirrung, folglich das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit, würde zugleich auffallen. Denn sichtbar trüge eine solche Theorie den Stempel der Einseitigkeit sowohl als der Uebertreibung.

Wohl können wir vermöge der höhern Macht, welche der Idee zukommt, uns wegsetzen über Zeit und Raum: wir können die Zukunft in den Kreis der Gegenwart hereinziehen. Allein so wie der Mensch zwischen Gott und dem Thier in der Mitte steht; wie daher, nach dem Charakter der Menschheit, die ewige Denkweise mit der zeitlichen und diese mit jener in ihm sich verbindet: so ist auch die letztere gültig, so hat sie ein Recht im Kreise der Menschheit. Denn Entwickelung, nicht Vollendung, kommt der Menschheit als solcher zu. Und wie mit der Idee der Begriff, so verträgt sich mit der ewigen Ansicht der Dinge sehr wohl die zeitliche. Diese ist dann keine bloß zeitliche, empirische. Und in jener schwebt uns zugleich der Leitstern und damit die Einheit vor. Es giebt eine schöne Unterordnung, wodurch letztere entsteht: von dem feindlichen Gegensatze und dem todten Einerley gleich weit entfernt. Jenen setzt der Mönchsgeist, der dogmatisirende Mystiker u. w., dieß aber jeder Intellektualist, welcher die „Physik", wie er sie dann auch schminke, an die

Stelle

Stelle der (eigentlichen) Metaphysik setzen möchte. Denn nicht bloß eine Lehre oder ein Gewebe des Formellen ist diese: sie ist Lehre des Höhern κατ᾽ ἐξοχην, des Uebersinnlichen (Meta-Physik), also des Reellen sowohl als des Ideellen, d. h. dessen, was Beydes ist. Aber wie die Vernunft sich mit der Erfahrung recht wohl verträgt; wie diese als einleitend auf dem Wege der Erziebung, und dann wieder im Felde der Anwendung ihren großen Werth behauptet: so schließt die Metaphysik keineswegs die Physik aus; sondern diese behält vielmehr an ihrem Ort' einen glänzenden, wenn auch untergeordneten, Rang. Nur zur Vermischung, folglich zur wissenschaftlichen Verwirrung, oder zum bloßen Spiele mit Worten, ist Keiner berechtigt. Entweder zeigt sich in dem letztern ein unreiner Trieb, Glanzsucht, Neuerungssucht ꝛc.: und es ist verächtlich; oder es verräth einen, bey mancher Wisserey, doch oberflächlichen oder eingeschränktern Denkgeist: und es ist bemitleidenswerth.

Wer demnach, sey auch sein Blick von einer Seite auf das Höchste gerichtet, das Recht oder die Gültigkeit des Begriffs für die Zeit, nach deren Verbindung mit dem Kreise der Menschheit, übersieht: dem verwandelt sich die Idee in ein Gespenst oder in ein Phantom — wenn man will: in ein Zerrbild, da nun die Einbildungskraft regellos in das Ganze greift. Aber die Logik kann, bey einem sonst gewandtern Verstande und nach einem gewissen Zusammenhange derselben mit der Aesthetik (von Seite des Formellen), — auch dieses Bild wenigstens bis zu einigem Grade ordnen

nen und ausschmücken. Wo nun dieses Produkt erschiene, da hätte man auch Eines, man hätte Einerley, d. h. nur Physisches, wenn gleich da und dort unter religiösen oder ästhetischen Blumen. Entflohen, verbannt wäre der eigentliche Begriff der Moralität. Und wo gleichwohl, nach dem Zuge der Konsequenz, eine solche Theorie ganz frey hervorginge, da würde z. B. also gesprochen: „An sich ist nichts verabscheuungswürdig oder häßlich. Selbst das Böse, selbst die Sünde, z. B. die Lüge, ist ein Abbild, eine Form des Absoluten (der Gottheit), nur eine minder edle" ꝛc. Also, gerade wie in dem alten Systeme des Materialismus und einer darauf gebauten „Lebensklugheit", nur ein Gradunterschied zwischen Gutem und Bösem, zwischen Tugend und Laster! Und was diesen sogenannten Unterschied bildete, wäre nur die intellektuelle und ästhetische Modifikation: ganz nach dem Geiste (Esprit) jener bekannten, französischen Lehre, die als Musterbild stets wieder die Auszeichnung verdient. Dazu paßte denn auch, wenn gesagt würde: „die Materie ist der geronnene Geist, und der Geist die zu einem höhern Leben oder zur höhern Stufe des Seyns emporgehobene Materie." Die Aesthetik, sofern sie dem Scheine dienen mag, könnte noch eine Blume darauf werfen: „zu einem schönern und höhern Leben." *) Das möchte

selbst

*) Keine Polemik! Es war nur um ein sprechendes Datum aus der neuesten Zeit zu thun, nach den Windungen der Kultur im deutschen Vaterlande, wenn auch nur im beschränktern Kreise. — Wir sehen

das

selbst ein religiöses Gemüth ansprechen. Aber wenn Gutes und Böses ꝛc. dem Wesen (wiewohl nicht dem Grade), nach Eins sind; wenn folglich das, was bisher in der Sprache aller Gebildetern Tugend hieß, ein leerer Schall ist; ja wenn jeder „Mangel" ꝛc. selbst, auf die besagte Weise, zum Wesen der Gottheit gehört: was könnte dann nach der Konsequenz, nach dem Geiste und hiermit selbst in der Sprache dieser Theorie das „Göttliche," das „Heilige" u. dgl. heissen, bedeuten, so oft es erschallen oder — erklingen möchte.

Wer vom Sittlichen wahrhaft spricht, trennet dasselbe keineswegs von dem Religiösen. Vermöge der Idee, die stets, wird sie auch nicht ausgesprochen, seinem Geiste vorschwebt, setzt er vielmehr die ursprüngliche Einheit zwischen beyden voraus. Das Moralische fällt wohl nicht in die Kategorie des Bedingten oder dessen, was nur einen Preis hat: wem, ist ihm je die Tugend nicht ein leeres Wort oder eine klingende Schelle, wäre dieser Gedanke, diese Vorstellung erträglich? Und die Religion, wofern man mit dem Worte nicht spielt, behauptet sicherlich den Werth des Unbedingten: ihr kommt im Sinne jedes Würdigen

die

das Wahre dieser Theorie im Sinne jedes Bessern: blickt da nicht, aus der angezeigten Einheit, die Idee der Providenz hervor? Allein da eben der Begriff, wie er für die Menschheit als solche gilt, wegblieb; und dann gleichwohl, wie natürlich in der Theorie, durch den Begriff operirt wurde: so verschwand da alles wahrhaft Höhere.

die absolute Dignität, wie der Sittlichkeit, zu. Ja, wem durch eine unglückliche, nur von Aussen herrührende, Verstimmung seines Denkgeistes das Wort selbst entfloh: dem schwebt doch die Sache, unter irgend einem andern Namen, noch vor; dem erscheint das Eine Höhere in einer andern Form: und wo nicht der Scherz des Witzes oder die Kälte einer bloßen, diskurirenden Debatte vorwaltet; wo ihn vielmehr das hohe Interesse der Menschheit, in irgend einem dringenden Falle, ergreift, beseelt: da prägt sich sein eigentlicher Sinn, sein besserer Geist auch in dem Worte oder Buchstaben unverkennbar aus. So entwickelt sich das Ewige in der Zeit; so tritt das Urwahre auch in der Sprache und hiermit in der Theorie hervor. Selbst im Systeme wird es vordringen, wofern der Geist des Wahren rc. sich einfindet und herrscht. Auch da mag dem idealisch Blickenden die Zukunft schon in der Gegenwart erscheinen: der Irrthum ist schon besiegt, die Schranke schon überwunden. Wollte er jedoch sagen: „Wahrheit und Irrthum sind Eins;" so kehrte, von Seite der Wissenschaft, die vorige Erinnerung zurück: wie dürfte das Wort noch gebraucht werden, wo die Sache (d. h. hier das Gegentheil der Sache κατ᾽ ἐξοχήν — von dieser Seite oder in dieser Erscheinungsform) schon verschwunden oder aufgehoben ist?

Wie ganz anders klingt: Wahrheit und Tugend sind Eins!" Wen, der für das Ideelle Sinn hat, spricht dieser Satz, dieser Ausdruck nicht an? Der Begriff, wie er hinzukommt, wie er (auf seinem

Stand-

Standpunkte der Reflexion) dann Wahrheit und Tugend unterscheidet, jede bestimmend oder auf ihre Art auszeichnend, so wie da die zwey Worte vorkommen, — der Begriff wird dabey keineswegs verkürzt, selbst indem man nachher wiederum, da und dort, jene Einheit ausspricht.

Eben so stellen sich uns Religion und Tugend (oder: Tugend und Religion) als Eins dar, so oft wir sie idealisch betrachten, in der Urstätte des Seyns, des Lebens, wie da das Eine Höhere das Unbedingte &c. in den Menschen als Individuum tritt. So wie der endliche Geist, als solcher, abhängt von dem Höhern Unendlichen; aber als Geist selbst theilnehmend an dem Wesen dieses Höhern, Absoluten, und daher freythätig aufstrebt zu demselben: so treten die Charaktere oder die Prädikate des Moralischen und Religiösen zugleich hervor; und sie erscheinen, es tritt eines neben dem andern auf, indem der Begriff mit der Idee sich verbindet.

Nimmer soll diese Einheit der Religiösität und der Moralität (und, insoweit, auch der Moral und Religion, in dem bekannten, objektiven Sinne des letztern Worts) unserm geistigen Auge entschwinden. Allein so wie das Höhere (nach Platon: das Göttliche in uns) bestimmt werden soll, tritt der „moralische Begriff" vor, das wahrhaft Göttliche unterscheidend vom Nichtgöttlichen, mag der Betrug oder die bloße Einbildung (der Wahn) das letztere vorbilden oder vorspiegeln. Denn beruhend auf der Idee, aber

zugleich

zugleich mit der Sprache verknüpft, kann er nach seiner Natur — in Allem, was die Sphäre des Bedingten übersteigt — nur negativ, d. h. im Gegensatze vorstellen. So faßt er demnach das Unbedingte auf, indem er den Menschen dem Thiere ꝛc., d. h. dem nicht-freyen und nicht-vernünftigen, mit einem Worte, dem nicht-moralischen Wesen, entgegengesetzt. Daher die besagten Merkmale, ohne die keine Würde, kein Adel des Menschen, kein Göttliches in ihm, betrachtet in der Anlage und dann in der Entwickelung vermöge oder vermittelst seiner Freythätigkeit, und daher — sofern in diesen Merkmalen mit dem Ideellen zugleich das Reelle erscheint — das Göttliche selbst nicht denkbar ist. Wie das Ebenbild oder Nachbild (im eigentlichen Sinne) der Idee zufolge von dem Urbilde nicht trennbar ist: so ergiebt sich nun in Bezug auf dieses ein Recht für jene Bestimmung vermittelst des Begriffs.

Ja, überall, wo die Sprache eintreten, und diese Bestimmung erfolgen soll, muß selbst das Göttliche κατ᾽ ἐξοχην nach dem Sittlichen (insoweit) beurtheilt und erkannt werden. „Das Urbild nach dem Ebenbilde?" Dieß kann, nach jener Ansicht des Ideellen, nicht stören. Denn nicht eine Gränze oder Schranke steht hier dem Bestimmenden vor seinem Geistesauge. Und nothwendig ist diese Bestimmung im Felde der Wissenschaft; nothwendig ferner im Kreise des äußern oder weitern Lebens: gegen den Irrthum oder das Extrem jeder Art, gegen die Kinder des Sophisticismus und des Mysticismus.

So wäre denn selbst die Heiligkeit — eben darum die erste, auszeichnende und allbestimmende „Eigenschaft Gottes," in dieser Sprache der Menschheit — eigentlich die vollendete Sittlichkeit. Nicht bloß symbolisch, sondern wahrhaft, real wäre dieser Begriff der Gottheit; real wäre ein jeder, der von diesem abgeleitet ist: der Begriff von „Gottes Weisheit, Gerechtigkeit" u. s. w. Dem Menschen hingegen, so wie er Unendliches und Endliches in sich vereinigt, kommt wohl die Sittlichkeit, aber nicht die vollendete, zu. Ihm eignet nur die Tugend: nur die unvollendete Sittlichkeit ist dem endlichen Vernunftwesen zugänglich. Und wie ihm die Vollendung (die Absolutheit, als solche und in dieser Hinsicht) nicht zukommt: so kann auch das Gebot oder Gesetz in Bezug auf ihn, und daher auch der Kampf in ihm, wie derselbe zur Tugend gehört, nicht schlechthin aufgehoben werden. Wer ihn so, nicht etwa nur dem Grade nach — in Ansehung der eintretenden Leichtigkeit, Freudigkeit im Handeln ꝛc. als einer schönen Folge auf der Tugendbahn — wer ihn schlechterdings aufhebt, der vergöttert den Menschen. Dann, könnte man sagen, entflieht das Idealische: es entflieht, indem und so wie das Idealistische erscheint. Dieß waltet vor. Man könnte sagen: dem einen entspricht der (ächte, wahre) Idealism, dem andern aber die Idealistik. Und dem Bemerken zufolge wäre denn

die Uebertreibung verbunden mit der Einseitigkeit das Gepräge der Idealistik.

Der

Der Vergötterte würde indeß nimmer zum Gott. Er sänke vielmehr nach dem Zuge der Konsequenz, (nach dem eigenthümlichen oder, wie gesagt ward, innigen) Geiste des Systems — zum Thiere herab. Denn nur in dem schönen, kindlichen Gefühle seiner Abhängigkeit von einem Höhern, von dem Wesen, das in der eminenten Bedeutung des Worts absolut ist, aber zugleich in der durch Selbst- oder Freythätigkeit bewirkten Verbindung mit demselben — behauptet der Mensch seine Würde, seinen Adel und hiermit das Göttliche in ihm. — Diese Verbindung kann allerdings auch eine, durch Freyheit entstandene oder bewirkte (und festgehaltene), Erhebung genannt werden; und wohl, füglich erscheint diese neben jener Abhängigkeit und jedem Charaktere der (reinen, kindlichen) Demuth, welcher aus jenem Gefühle entspringt. Auch liegt allerdings im endlichen Geiste dieser „Wirkung eine Anlage, ein Vermögen zum Grunde. Und dem idealisch Sehenden erscheint allerdings auch da schon im Keime die Frucht: diese Anlage ist Grund der reellen Möglichkeit; und mit dieser Möglichkeit fällt, nach der Idee, die Wirklichkeit zusammen. Allein man übersehe ja nicht, neben der Idee, den Begriff, wie er auch da für die Menschheit gilt, indem und sofern nämlich der göttliche Keim in dem Menschen nur durch das Medium seiner Freyheit und nur in der Zeit sich entwickeln kann. So erwächst aus demselben die göttliche Pflanze (die Tugend); und so wächst sie heran. Läßt man den Begriff, auf diesem Grund' und in diesrr Anwendung, aus dem Gesichte; so erscheint wieder die Idealistik, obwohl

wohl in einer besondern Gestalt, d. h. als gemeine oder gesteigerte Mystik. — Im Vorbeygehen erhellt, daß die Idealistik ihrem Wesen nach keineswegs neu ist; es erhellt zumal dem, der auf gewisse Philosopheme der Vorzeit und eine bekannte Theologie des Mittelalters einen Blick zurückwirft, wenn er auch das Wahre der letztern, welches und soweit es von dem Idealischen ausgieng oder abstammte, gar nicht verkennt.

Unterscheiden wir nun, auf die gezeigte Weise, Heiligkeit und Tugend, so kann die erstere nur übertragungsweise (metaphorisch oder — insoweit — uneigentlich) irgend einem menschlichen Wesen, Institute u. dgl. beygelegt werden. Das Prädikat „heilig" ꝛc. kommt nur der Gottheit zu. Uebertragen mag es werden, wo solches den höhern Grad, eine hervorragende Stufe bezeichnen, oder (wie dort, Nro. 1.) eine besondere Wichtigkeit andeuten kann. In der Sprache des Lebens aber mocht' — und mag — es darum vorkommen, weil dem Lebenden das Ideal, in dem Urpunkte oder Urakte der Freyheit und im Fortgange des Handelns, vorschwebt. Daher heißt das Ideal auch Vorbild. Und in dieser Beziehung des Urbildes auf das Ebenbild erscheint nun dem wissenschaftlich Denkenden wieder die specifische Einheit der Tugend mit der Heiligkeit, (oder dieser mit jener), wie groß auch dabey die graduelle Verschiedenheit zwischen beyden sey. D. h.: das Gute im Menschen ist mit dem Guten in Gott der Art nach Eins; und nur dem Grade nach ist das Göttliche über

das Menschliche, in dem so bestimmten Sinne des einen und des andern Worts, unendlich erhaben. — Denn sonst ist ja, der Idee zufolge, kein Menschliches ohne ein Göttliches! — Kommt nicht das Prädikat „gut" Gott und dem Menschen wahrhaft zu? Nur vermöge dieser Einheit der Heiligkeit und der Tugend können wir, im gedachten Falle der Steigerung oder Auszeichnung, ein sittliches Leben ein „heiliges," uns den Tugendhaften einen „Heiligen" nennen; nur dadurch findet eine solche Uebertragung Statt. „Aber warum kann nicht hinwieder dem Absoluten oder Gott das Prädikat des Tugendhaften beygelegt werden?" Es kann nicht gesagt oder gedacht werden, daß der Unendliche in die Sphäre des Endlichen herabsteigen, wohl aber, daß der Endliche zu dem Unendlichen emporsteigen, d. h. dem Urbilde sich (stets völliger) annähern solle. — Eben so erhält nun auch das Wort „göttlich", angewandt auf den Menschen und seine That, Gültigkeit. Wer kennt nicht „eine göttliche That" oder einen „göttlichen Mann" rc., zumal aus der frühern Geschichte der Menschheit? Der „Göttliche" entspricht offenbar zuvörderst dem Edeln, u. s. w. Freylich der Weltling oder der Lüstling, d. h. Jeder, der etwa eine höhere Stufe der Ausbildung (in dieser Linie der Zeit) von der intellektuellen und ästhetischen Seite allein erlangt hat, mag das schöne Wort „göttlich" wie das entsprechende „edel" selbst, ja nur zur Auszeichnung — eines ausgezeichneten Naturprodukts, z. B. einer „köstlichen" Speise, gebrauchen. Und zwar im Tone des Nachdrucks! Wer hat es nie gehört, besonders das wiederholte, emphati-

sche „Göttlich"? Und ein sogenannter Philosoph aus jenem Reiche der (bloßen) Natur, d. h. ein physischer Denker in der zuerst bemerkten idealistischen Form, dürfte den emphatischen Ruf vielleicht im Anfange scherzend, aber dann aus seinem Standpunkte ganz ernstlich vertheidigen. Konsequent! Denn es findet ja, nach ihm, zwischen dem Höhern und Niedern überall nur eine graduelle Differenz Statt. Und treflich mögen dann jene Worte, als „Redensarten, (façons de parler) dem ästhetischen Scheine selbst dienen. — Was aber die besagte Ausbildung oder „höhere Kultur" betrifft, so ist zu bemerken: das Ewige beherrscht auch die Zeit. Es dauert nicht, was nicht auf jener Basis des (wahrhaft) Göttlichen ruht. Was in den Momenten der Gegenwart schimmert, ist dahin, sobald die Zukunft vor dem Auge des idealischen („ideellen") Denkers hereintritt in die Gegenwart. Und welchem Kenner der Geschichte, der Welt oder des Lebens bezeugte nicht die Erfahrung faktisch, was die Vernunft von ihrem erhabnen Standorte aus prophetisch ausspricht? Bekanntlich, leider, wird diese (reinmenschliche) Prophezeihung nur zu oft durch auffallende Facta bestätigt.

Aber so bewährt die Vernunft ihre höhere Bedeutung des „Schönen." Erhält nicht eben dadurch auch das „Aesthetische" eine reinere Deutung, einen tiefern Sinn? So erhalten wir das wahrhaft Aesthetische. Nimmer ist oder findet sich demnach das Schöne, in der Idee und dann selbst im Begriffe (genau) betrachtet, ohne das Wahre und Gute. Nur, wissen wir,

ist das Wahre dann in seinem ewigen Bunde mit dem Guten aufgefaßt; und leicht können wir, dieser höhern Ansicht unbeschadet, erklären, was ihr nach dem Zeugnisse einer gemeinen Erfahrung, die auf dem bloßen Reflexionspunkte sich einfindet, widerspricht. Man sage auf einer Seite: „dieser Mensch hat das Wahre ohne das Gute" — wir antworten: es ist, was er hat, nur das Wort, nur die logische Form, und damit ein Meteor; denn sey diese Form gültig in dem Einzelnen, Bedingten, was er auffaßt: so schwindet doch eben dieß und damit, was sie gab oder enthielt, worüber ohne die Haltung, die ihm nur das Höhere gewähren könnte. Man sage auf der andern Seite: „Jener Mensch hat das Gute ohne das Wahre"; so bemerken wir: er besitzt, wenn er wahrhaft oder wirklich gut ist, den Geist der Wahrheit; und damit ist ihm der Sieg über jeden Irrthum, der in die Zeit fällt, gegeben, u. s. w. Vor dem einen wie vor dem andern Extreme bewahrt diese Ansicht: daß man a) nicht — empirisch — die Idee bey dem Blicke auf das Endliche, und damit auf diesen Gang der Entwickelung, und b) nicht — idealistisch — den Begriff bey dem Blicke auf das Ewige ꝛc. aus den Augen verliere. Auch ist überall wohl zu bemerken, ob der Begriff als hinzutretend, als abhängig von der Idee, oder allein, in der bloßen Richtung auf das Endliche vorkomme. Sofern das letztere, als solches, genannt werden soll, darf er allein erscheinen. Wo aber das Aechtmenschliche berührt wird, da liegt schon die Idee zum Grunde. Nur hebt diese, den Begriff selbst hinzunehmend, überall keine Uebung

von

von der logischen, moralischen und ästhetischen Seite auf; denn sie hat ja, neben dem (ächten) Gesichtspunkte der Totalität, diesen Gang der menschlichen Ausbildung zugleich im Auge.

Aus dem, was insbesondere über den Zusammenhang des Religiösen und Moralischen gesagt worden ist, ergiebt sich die Antwort auf eine Frage, die, in einer frühern oder spätern Zeit schon so manchen Denker beschäftigte, und die nunmehr füglich so ausgedrückt werden könnte:

Ist das Sittliche eine Nachbildung des Göttlichen? Oder das Göttliche eine Nachbildung des Sittlichen?

Es ergiebt sich:

a) für den Lebenden ist das Sittliche eine Nachbildung des Göttlichen, da und wie nämlich ihm eben das Ideal vorschwebt; und

b) für den Spekulirenden, d. h. den wissenschaftlich Bestimmenden, ist das Göttliche eine Nachbildung des Sittlichen; denn es ist dem Begriffe, wo und sofern er eintreten darf, kein anderer Punkt gegeben.

Aber so könnte der wissenschaftliche Denker die Sache nicht auffassen, wenn er nicht jene urspüngliche Einheit voraussetzte.

Es folgt und erhellt ferner:

1) wer in den obigen Grundsätzen, wo immer das Wort „moralisch, Moralität" u. dgl. sein Auge trift, oder seinem Ohr' aufstößt, das „Religiöse vermißt, der klebt am Worte, also an der Oberfläche: und ist ihm jenes Wort nun einmal widerlich geworden, so zeigt er sich auch von dieser Seite beschränkt, mag ihm auch Manches in diesem Lande der Erscheinung, so wie dasselbe die Wissenschaft und das Leben enthält, zur Entschuldigung gereichen; und

2) wer sich auf der andern Seite die Vorstellnng macht: das Moralische sey von der Religion schlechthin verschieden, ja strenge oder an sich betrachtet, habe es mit dieser nichts zu schaffen ꝛc.; der ist eben so wenig in den tiefern, ideellen Punkt eingedrungen, mag er auch sonst auf dem Reflexionspunkte, sofern das Sittliche in der Erscheinungswelt vorkommt, Manches richtig auffassen.

Die Wortscheu, wie die Wortsucht, ist eine Krankheit des Denkgeistes. So zeigt sich jede, wenn man absieht von einem innern, subjektiven Grunde, wenn man sie bloß nach dem bekannten Gesetze der Reaktion betrachtet. Und haben sich diese zwey Extreme zeither nicht vornehmlich in Absicht des „Moralischen" ꝛc. gezeigt?

Uebrigens hat die Darstellung des Höhern in ihrem Anfangspunkte nicht das Licht dessen, was dem Sinn'

oder

oder dem bloßen Verstande zusagt. Aber im Fortgange, in der Anwendung, entwickelt sich ihr Licht, ordnend, befriedigend. — Wie ganz anders im Systeme des (konsequenten) Naturalismus, in jeder Gestalt! — Selbst der Verstand gewinnt dann eine schöne Befriedigung. Denn hier ist er gestützt auf die Vernunft: und indem der Begriff das Absolute negativ auffaßt, weiset die Idee — im Grunde des Geistes oder, will man lieber, des Gemüths — positiv auf dasselbe hin.

Die vollständige Entwickelung dieser Ansicht mag anderswo folgen.

II.

Liebe.

„Liebe," in der reinen (und tiefern) Bedeutung des Worts, welche in der Sprache aller Gebildetern sichtlich vordringt, — hat eine eigne Beziehung auf das Höhere κατ' ἐξοχήν oder, will man Ein Wort, auf das Höchste. Die Schule mag es füglich das Absolute nennen. Denn sie bedarf eines stehenden Wortes: einer Formel.

Diese Beziehung äußert sich in Absicht jedes Zweigs, jeder Erscheinung desselben. Daher die „Liebe des Schönen, des Wahren, des Guten; die Liebe der Tugend, des Rechts" u. s. w.

Es bezieht sich dieselbe nur auf das, was die Menschheit als solche interessirt. Und nur in deren Kreise kommt sie eigentlich vor. Niemand, der mit dem Worte nicht spielt, oder dem nicht selbst der reinere Sinn gebricht, legt sie — die Liebe — irgend einem bloß thierischen Wesen bey. Wer sagt von irgend einem solchen, wann der Trieb selbiges spornt: es liebe? Freylich, auch der „Thierischgesinnte", d. h. der eigentliche Wüstling oder Lüstling, also Jeder, der allein die äußere Form der Menschheit besitzt, indem der göttliche Funke tief unter die Asche hinabsank: auch der sogenannte Mensch von dieser Art, sey er auch „überfeinert", ist eben darum der Liebe ntcht empfänglich. Er begehrt, er liebt nicht! — Irgend ein Naturtrieb, den das Thier als Anlage mit dem Menschen gemein hat, z. B. der Muttertrieb oder die sogenannte „Jungenliebe", kann nur insofern Liebe genannt werden, als man darin, ästhetisch-religiös sinnend, die schaffende Allmacht erblickt, oder zu der reinen, allwaltenden Intelligenz, also zu einem Wesen, das frey (im eminenten Sinne) und der Absicht mächtig ist, aufblickt. Insofern erscheint ihm, dem idealisch Denkenden, das Göttliche und hiermit Gott selbst in der Natur, selbst in einem Wesen jener Art. — Das Wahre einer neuen Idealistik, im Sinne aller Bessern, die ihr Buchstabe mehr oder weniger fesseln mochte! — So stellt sich besonders das Göttliche dar, wo eine ausgezeichnete, überraschende Erscheinung dieser Art im Naturreiche vorkommt. Es ist das Schöne, das Erhabene. Es zeigt sich insbesondere an dem, was man Kunsttrieb der Thiere nennt:

nämlich

nämlich in der sprechendern Aeußerung desselben. Wer sich, bey einem reinen Sinne, denkend eben nicht bestimmt zur Gottheit selbst erhebt: dem erscheint doch in diesem Falle ein höheres Wesen, etwa ein „Genius": und bey einem dunklern Gefühle, aber nach derselben ästhetischen Denkweise, legt er wohl diesen Geist, dieses höhere Princip in das Naturwesen selbst hinein. Die Poesie des Lebens, in einer schönen Seele! — Sonst kann irgend ein bloß Physisches nur dann Gegenstand der Liebe seyn, wenn es in die unterordnende Verbindung mit dem Höhern tritt, oder darin erscheint. Daher dann eine (wahrhaft) schöne Sinnlichkeit. Daher, auch von dieser physischen Seite, die menschliche und insbesondre die weibliche Schönheit. Vorausgesetzt, was die Organisation nach dem Naturzwecke liefert; so giebt das Höhere, wieder unter dem Charaktere des Moralischen hervortretend, hier einen wesentlichen Bestandtheil der Schönheit. Es heißt ein reines Gemüth, eine edle Seele u. s. w.; es heißt besonders, in der Sprache der gebildetern Menschheit, „sittliche Grazie." Selbst der Verstand kann nur in dieser Verbindurg als „Geist" empfehlen, auszeichnen. Ja, das Sittliche oder Moralische behauptet auch da recht sichtlich, im Fortgange und vergleichungsweise, seine Souverainität. Gewinnt nicht unter dessen Einflusse das Physische selbst an Schönheit in dem Maße, als es unter den Einwirkungen des Gegentheils verliert? Daher ein eigner, menschlicher Begriff der Verschönerung und der Verwilderung. Und sinket nicht das Menschengeschlecht selbst von der physischen Seite in Absicht des Schönen, wie des Gesun-

den

den und Kräftigen stets tiefer herab, wo die sinnliche oder vielmehr thierische Lust, wenn auch unter einer gewissen Hülle der Verfeinerung und des Anstandes, herrschet? Selbst diese Hülle wird, erst in den Individuen und dann im Ganzen, stets völliger abgeworfen. Also welche Aussicht für die wahren (und angeblichen) Freunde des Schönen, wo dieser Lust nicht mit wahrem Ernste begegnet, wo sie vielmehr als „galante Sünde" gepflegt, d. h. unter diesem Prädikate empfohlen, und folglich immer mehr verbreitet wird? —

Aus diesen Betrachtungen ist klar, daß und wie das Liebenswürdige mit dem Achtungswürdigen zusammenhängt. Und soweit ergiebt sich schon ein bestimmter Begriff des Wortes „Liebe."

Irgend eine andre gemeine Bedeutung, z. B. in Absicht der Gegenstände des Genußtriebes als solchen, kann uns hier nicht stören. Der bloße Beobachter mag davon ausgehen, nicht der Philosoph. Auch die Sprache steht, von dieser Seite, unter dem höhern Gesetze der Kultur. Der philosophische Denker, als solcher, weiset nur das Mangelhafte oder Unvollkommene nach, indem er zeigt, wie jene Bedeutung mit den tiefern Stufen der Kultur zusammenhing: theils von Seite des Denkgeistes, theils von Seite des Charakters; und nach dem gegenseitigen Einflusse derselben auf einander. Wo aber diese Sprache, z. B. in Bezug auf eine Speise, nur als Folge der Angewöhnung, folglich als bloßer Nachklang, im Kreise des Lebens noch vorkommt: da ist sie nicht ernstlich gemeynt. Und wird nicht der wahrhaft

Gebil-

Gebildete, der, eben als solcher, noch immer fortschreitet, und den der Geist ächter Bildung überall begleitet, auch in Absicht der Worte eine gewisse Zartheit äußern? So mag er besonders mit dem schönen Worte „Liebe" und jedem Zweige desselben zarter umgehen. Nothwendig wäre dieses Verfahren wohl nicht mit dem „affektirten Wesen" verknüpft, möchte auch einige Gefahr, an dieses zu gränzen, dabey obwalten.

Auch irgend eine Distinktion, eine Unterscheidung des frühern oder spätern Scholasticismus darf uns hier nicht aufhalten. Nur vergessen dürfen wir nicht, wie derselbe, indem er ein Unteres (z. B. das „Pathologische") mit aufnahm, und ein Höheres hinzuthat, Vorbereitung des Bessern ward.

Unstreitig schwebt über dem Worte „Liebe", so oft es auch selbst aus dem Munde der Gebildetern ertönt, noch manches Unbestimmte; und man möchte sagen: die Wissenschaft selbst habe ihr Wesen, ihren innern Charakter noch nicht ganz ergründet. Allein so wie die Liebe mit jenem Höhern zusammenhängt, kann sie wohl nicht wie ein Objekt der Sinnenwelt erforscht werden: sie kann nicht, wie ein solches, dem Verstande einleuchten, und ist eben daher dem bloßen, positiven Begriffe nicht zugänglich. Ist sie nicht gleichwohl jedem Würdigen, jedem (wahrhaft) Vernünftigen innig bekannt? — Jedoch da auch die Wissenschaft (idealisch betrachtet, aber zugleich auf diese Sphäre der Menschheit bezogen) fortschreiten soll: so muß auch dieser Ge-

genstand

genstand völliger erforscht, erkannt, und hiermit sein Begriff näher bestimmt werden können.

Unser trefliche Jean Paul sagt in seiner neuesten Schrift: „Liebe ist die zweyte Halbkugel des sittli„chen Himmels; sie wendet sich nach außen, wie die „Würde nach innen. Noch aber ist das heilige We„sen der Liebe wenig ergründet, weder von der Roma„nen-Schreiberschaft, die, wie egoistische Weiber, „sie mit der verliebten" (der sogenannten Verliebtheit?) „vermengt, noch von den bloß begreifen„den Philosophen, für welche ihre Tiefe theils ein „Trieb, der außerhalb und unterhalb des kategorischen „Imperativ's belegen ist, theils bloße Gerechtigkeit, d. „h. Vernunft-Liebe (??) wird, und denen Liebe „und Poesie als ein paar überflüßige, hinter den brauch„baren Armen zur Entstellung eingesetzte Flügel vorkom„men. Nur Plato, Hemsterhuis, Jacobi, Her„der — und wenige Ebenbilder — brachten in die „Weisheitsliebe (Philosophie) Liebesweisheit". Was heißt das? Etwa: den idealischen Schwung und Blick, der vom tiefern, lebendigen Gefühle ausgeht, und einen höhern Stern kennt, als den Begriff, ohne jedoch diesen gerade zu verwerfen oder schlechthin nicht zu brauchen, wiewohl er, nach Maßgabe der menschlichen Eingeschränktheit in dieser Erscheinungswelt, bey jener Richtung auf das Ideelle auch von seinem wohlgegründeten Rechte etwas (da und dort) verlieren mochte? Allein sollte wohl die Weisheitsliebe, die Liebe der oder zur Weisheit, nicht dasselbe Gefühl schon nothwendig — seinem Wesen nach, nicht eben im hö-

hern Grade — einschließen, mithin ohne die idealische Tendenz selbst unmöglich seyn? Wohl, Jean Paul setzte da die (sogenannte) Weisheitsliebe voraus, wie ein gewisser Zeitbegriff der Schule sie annahm: als ein Gewebe oder eine *Konstruktion* des (bloß) *Intellektuellen*; und nur so war freylich das schönere und treffende Spiel des Witzes möglich. — Er setzt bey: „Wer die Liebe die eigentliche *positive Sittenlehre* nennte, würde wenigstens von Einem großen Menschen nicht verdammt — von Jesus Christus, dem „Schöpfer der ersten Liebes-Religion mitten in einem „völkerfeindlichen Judenthum und menschenfeindlichen „Zeitalter. Doch das Wesen der Liebe — dieser alles „zusammenhaltenden Gottheit, der eigentlichen göttlichen „Einheit des Alls, und in welcher das Ich vielmehr „meynt, als es versteht — fodert einen andern Ort der „Untersuchung." *Levana* oder Erziehungslehre B. 2, S. 284. Noch ist indeß hier unserm Eingeweihten dieser Ort nicht erschienen. Möge die versprochene Untersuchung in einer andern Schrift bald folgen! Unvergeßlich sind mir in dieser Hinsicht einige Bemerkungen, die er einem seiner komischen Romane, dem *Quintus Fixlein*, angehängt hat; denn es ist darin eine schöne Kenntniß der Sache und damit ächte Feinheit, wenn auch in dem muntern Spiele des Witzes und dabey in einem gewissen, mildern Helldunkel der Phantasie unverkennbar.

Achtung ist, deucht mir, die Basis, von der wir ausgehen müssen, sobald das Wesen der „*Liebe*" bestimmt werden soll, ist sie gleich dadurch allein noch

nicht

nicht erschöpft oder begreiflich. Denn betrachten wir, die Idee zum Grunde legend, aber nun zugleich den Menschen begreifend (oder seine Wesen bestimmend), denselben als endlichen Geist; so begegnet uns zuvörderst seine Differenz von dem bloßen Naturwesen und von einem Höhern, als er ist: und vermöge dieses Unterschieds erscheint uns derselbe auf einer Seite freythätig und eben daher, in einem eminenten oder ausgezeichneten Sinne des Worts selbstthätig; und auf der andern Seite, unterworfen einem Höhern, oder davon abhängig, wiewohl zugleich — eben nach jener Anlage zur Selbstthätigkeit — aufstrebend, ja sich erhebend zu demselben. Nicht zur Gleichheit mit ihm, aber zu der schönen, stets größern Aehnlichkeit!

Nun diesen Charakter, wodurch eben der endliche Geist jenem Höhern κατ᾽ ἐξοχην unterworfen ist, und dazu aufstrebt, bezeichnet die Achtung. Sie drückt dem menschlichen Wesen den Stempel der Abhängigkeit und der Selbstständigkeit zugleich auf. Und aus der Verbindung dieser beyden, hiermit aus der Bestimmung (Modifikation), welche dadurch der einen und der andern zugehet, entspringt das Charakteristische der Menschheit, so wie dasselbe in irgend Einem — als Individuo — hervorgeht. Ja unsre Sprache hat in dieser Hinsicht kein Wort, das so treffend und bereits so bestimmt wäre, als die „Achtung": und welche andere Sprache hat ein solches? — Nämlich, wie dieses Wort im Sprachgebrauche sich geltend macht, wie es bereits in der schriftlichen und mündlichen Darstellung

lung der kultivirtern Menschheit vorkommt! — Denn selbst dessen Gebrauch in Bezug auf irgend einen Zweig jenes Einen, z. B. die „Achtung für das Schöne" oder „Achtung der Wahrheit", zeugt für unsre Behauptung. Auch dürfte die Aesthetik das Wort gern aufnehmen: auch dem Freunde des Schönen, von dieser Seite, mag es gefallen.

Indem wir vom Punkte der Freyheit ausgehen, erscheint uns die Achtung zunächst oder zuvörderst in dem Urakte derselben, wodurch irgend Einer sich zum würdigen oder wahren, folglich wirklichen, Menschen — d. h. mit Einem Worte: zum Menschen — konstituirt. Zum „Menschen", in der schönen, idealischen Bedeutung des Wortes!

Die Achtung ist also diejenige Stimmung oder Bestimmung des endlichen Geistes (Vernunftwesens), ohne welche die Aufnahme jenes „Göttlichen in uns", was eben die Anlage zur Menschheit in diesem idealen, aber zugleich realen Sinne, ausmacht, — in die Sphäre der Individualität, folglich die Realisirung der reinen Menschheit in irgend Einem nicht möglich ist.

Es ist demnach die Achtung mit der Selbstthätigkeit innerlich verknüpft: d. h. sie nimmt an dem Wesen der letztern Theil. Aber inwiefern der Mensch abhängig und daher — vermöge des Eindrucks, den er von jenem Einen, was ihm sich ankündigt oder vorschwebet, empfängt — fühlend ist: insofern

fern ist die Achtung nothwendig zugleich ein Gefühl. Ja, sie ist das Grundgefühl. Und nur dem Menschen kann daher das Gefühlsvermögen, folglich das Gefühl in irgend einem Bezirke der Erscheinungswelt, beygelegt werden. — Die Unterscheidung der Schule zwischen einem unfreywilligen und einem freywilligen Gefühle soll indeß hier nicht weiter berührt werden, obwohl es auch im äußern Kreise der Menschheit auffällt, wie da zuweilen der Rechtschaffene, der Edle u. s. w. „auch dem Schurken" (im ersten, überraschenden Eindrucke) „Achtung abdringt." —

So tritt die Achtung ursprünglich ein; so erscheint sie in dem Urakte oder, wenn das Wort nicht mißfällt, in der Urhandlung des „Willens". Denn mit diesem Namen hat der Genius unserer Sprache die freythätige Kraft bezeichnet. Der Mensch, wie jenes Wesen wegen seiner Anlage heißt, ward in der That Mensch, ward ein Würdiger durch diese Handlung und insofern ein Guter. Allein er soll nunmehr — wie ein gemeines, d. h. bekanntes, aber an diesem Orte treffendes Wort sagt — besser, vollkommener werden. Da er nun, als endlicher Geist, zur Ausbildung, zur Entwickelung, mithin zum Fortschritte bestimmt ist; so entsteht die Frage:

wie mag da, im Fortgange, die Achtung sich äußern, bilden, gestalten?

Hier tritt das Unbedingte in das Bedingte, das Himmlische in das Irdische, das Moralische in das Physische

sische u. s. w. ein. Es entsteht, praktisch, die schöne Unterordnung. Der menschliche Geist, so wie er das Göttliche reinpraktisch besitzt und damit (insoweit) Eins ist, ordnet, beherrscht alles Niedere oder Sinnliche. Aber nur allmählig, nach dem Gesetze der Endlichkeit, kann diese Ordnung auch jener höhern Macht sich ergeben. Denn im Endlichen waltet hier das Unendliche: beschränkt, endlich ist die Kraft, wodurch es sich äußert; und Endliches — das, als solches, dem Gesetze des Mechanismus unterliegt — ist es, worauf es einwirkt. Indem also die Achtung dergestalt fortwirkt, durchdringt sie das Physische, das (eigentlich oder bloß) Intellektuelle wie das Sinnliche. Und indem sie, als Gefühl, die Empfindung erregt, strebt sie auch dadurch ihr Objekt oder ihren Zweck an. Mit der Empfindung hängt ferner die Neigung, wie solche an sich weder gut noch böse (d. h. unschuldig) ist, zusammen: auch damit verbindet sie sich; auch das Sinnliche wird sittlich gestimmt. Dadurch wirkt nun die göttliche Triebfeder auf alles andre Sinnliche, Verwandte, was immer in diesem Kreise des Individuums liegt, oder in denselben eintritt. Und gesetzt, es fände sich in der Natur ein Analogon der Freyheit, der Sittlichkeit, im Gegensatze mit dem bloßen Triebe der Selbsterhaltung und dann besonders mit dem Getriebe des Egoismus: ein Trieb, den man den sympathetischen nennen könnte, und der einer ästhetischen Ansicht oder Würdigung empfänglich wäre; so würde sich jenes Gefühl besonders damit verbinden. Ja, schon mit der Phantasie verbindet sich dasselbe, sofern diese der höhern Tendenz empfänglich ist; und schon

dadurch,

dadurch, auf diesem Wege der Entwickelung erregt und verstärkt, wirket es um so mehr, um so glücklicher auf die nächsten Kreise des Sinnlichen: vorausgesetzt, daß eben hierbey das schöne Gleichgewicht des Gemüths, wie solches zum Behufe der Lebensweisheit auch die entsprechende Anwendung der Denkkraft oder des Verstandes fodert, nicht gestört sey. Und wie könnte es bey einer solchen Richtung der Phantasie, wofern selbige dauert, gestört seyn?

Der Gang wäre demnach, schärfer betrachtet oder genannt, folgender:

1) Die Achtung *), jenes ursprüngliche Gefühl, das nicht ohne die Selbstthätigkeit entsteht, verbindet sich mit dem Bilde, als dem Produkte der Phantasie, sofern diese der idealischen Tendenz empfänglich ist;

2) sie verbindet sich besonders mit dem sympathetischen Triebe: dem Triebe des Wohlwollens, der Mitfreude und des Mitleidens;

3)

*) Für das Höhere, wie es dann auch genannt werde. Denn der Name ist, nach der philosophischen Ansicht, auch hier nicht das Erste, worauf es ankommt. Erst auf dem Reflexionspunkte, der allerdings zum Behufe der wissenschaftlichen Bestimmung hinzukommt, erscheint er: und auf dem pädagogischen Standpunkte tritt insbesondere seine Wichtigkeit ein.

3) sie regt das Empfindungs-Vermögen auf: daher die „moralische" und dann selbst die „zartere" Empfindung; und

4) durch das Empfindungs-Vermögen, nach dessen Einheit mit der Natur als solcher, kommt sie mit den physischen oder sinnlichen Trieben überhaupt, d. h. mit den „Neigungen", in Berührung: selbst diese erhalten nun eine sittliche Richtung. „Selbst das Feuer der Sinnlichkeit brennt da auf dem Altare der Sittlichkeit!"

Allerdings ist, besonders im Anfange oder auf dem ersten Tugendwege, zum Behufe der sittlichen Herrschaft des Geistes eine Beschränkung und hiermit eine Bekämpfung des Sinnlichen nöthig. Allein dadurch werden die Triebe, die Neigungen nicht mönchisch unterdrückt: sie werden moralisch untergeordnet. Und, was wir, bey einem Blick' auf das Wesen und Getriebe des (eigentlichen) Naturalismus, nimmer aus dem Auge lassen dürfen: diese Unterordnung ist eben so wesentlich von jener idealistischen Verschmelzung, die überall und schlechthin Eines *) setzt, verschieden. Ja, vermöge einer solchen Subordination tritt der Trieb selbst in das heilige Gebiet ein, und wird Werkzeug des Geistes, indem er die umgebende Welt bearbeitet, indem er auch in jeder weitern Sphäre dem Physischen den Stempel des Moralischen, dem Irdischen

---

*) Also Einerley. Insofern wird jene „Identität" mit Recht Einerleyheit genannt.

bischen die Form des Himmlischen aufdrückt. In dem Grade, wie diese Bearbeitung irgendwo Statt findet, gewinnt ja recht sichtbar auch die umgebende Welt an Ordnung und Schönheit. —

Nennen wir nun das Physische, wie ein Trieb daraus entsteht, und dieser der moralischen Richtung, der Verbindung mit dem Höhern empfänglich ist, — Neigung: so erhellet, daß und wie zur Achtung die Neigung hinzukommt, oder wie jene, dergestalt fortgehend (fortwirkend), sich durch diese verstärkt. So äußert sie sich; insofern gewinnt sie eine neue Gestalt. Und nehmen wir die besagten Elemente, wie Ein Princip sie verbindet, zusammen: so erscheint uns der schöne, moralische Enthusiasmus. Zwar ist diese Gestalt nicht dauernd; zwar kann derselbe nur in einzelnen Momenten, in dem einzelnen und dringendern Falle des äußern Lebens vorkommen. Allein der höhere Geist, das ächte, innere Lebensprincip, welches demselben zu Grunde liegt und insofern sein Wesen ausmacht, schwindet doch nicht vorüber, wofern nur die Achtung fortdauert.

So viel, hoffe ich, folgt mit zureichender Klarheit aus dieser Erörterung. Wo die Achtung entstand und wo sie fortwirkt: da wird der Mensch geneigt, herzlich geneigt, zu thun, zu vollbringen, was ihm jene heilige Stimme gebot. Ja, was er im Anfange „ungern", d. h. nicht ohne Ueberwindung eines innern Widerstands, that: das wird er im Fortgange „gern" — wen störet ein Wörtchen? — also gern und folglich,

lich, indem wir den Fortgang und damit eine gültige Steigerung auffassen, willig, freudig, selig thun, ergreifen und vollbringen. Und von einem Solchen wird nun gesagt:

Er achtet nicht bloß das Gute, er liebt es; er liebet Gott, liebt die Tugend u. s. w.

So hätte sich denn

die Achtung in die Liebe verwandelt, zur Liebe gebildet oder gestaltet.

Und auf die Frage des Theilnehmenden:

was ist Liebe?

dürfte die Antwort erfolgen:

die Achtung mit der Neigung verbunden.

Freylich, sehr dürftig oder beleidigend möchte das Wort Neigung hier klingen, wenn es nicht — auf dem ästhetischen Gesichtspunkte aufgefaßt wird. Denn ohne diese Ansicht tritt uns der gemeine, beliebte Gegensatz zwischen „Neigung nnd Pflicht" entgegen. Ein Gegensatz, der an seinem Orte sehr gültig ist. Nur an diesem Orte kann uns derselbe nicht stören oder beschäftigen. Hier sehen wir ja in der Neigung kein bloß Physisches, wie selbige wohl im Anfangspunkte der Tugend, oder wo es um die Bildung des Begriffs

vom Sittlichen (Moralischen) und hiermit von der Pflicht zu thun ist, gefaßt werden muß.

Denn (dieser Gegenstand ist wichtig)

1) der Begriff faßt, wissen wir, das Höhere im Gegensatz' auf. Da erscheint also das Physische nicht in der Gestalt des Schönen; da kann folglich von der schönen Geneigtheit und mithin von einer schönen Neigung noch die Rede nicht seyn. Nur vergesse man nicht, daß der Begriff, indem er sich mit dem Höhern befaßt, die Idee voraussetzt, oder darauf gegründet ist: nimmer wäre er sonst zu einem solchen gelangt; denn was er durch Abstraktion ersteigert, ist nur ein komparativ Höheres, also immer noch ein Physisches, Sinnliches, nur dem Grade nach und daher nicht wahrhaft (der Idee nach) über irgend ein Anderes dieser Art erhaben. Wo denn aber der Pflichtbegriff, als solcher, spricht; da gilt es: sittlich und dann selbst in der Steigerung des moralischen Kampfes, „schön" oder „edel" *) ist nicht das, wozu die Neigung schon hintreibt oder schon hinlenkt; sondern wozu die Pflicht oder das heilige Soll auffodert.

2)

*) Schön! Denn in dieser Form der Menschheit erscheint nun da das Urschöne. So giebt es einen „schönen Tugendkampf"!

2) So wie nun der Begriff, hinzukommend und bestimmend in Bezug auf den Gang der menschlichen Ausbildung, den Anfangspunkt der Tugend setzt, zeigt er uns in den sinnlichen Trieben, hiermit in den Neigungen und folglich in der Neigung als solcher — einen Widerstand, ja einen Feind derselben. Wer kennt nicht diese „Feinde der Tugend"? Noch ist das Physische, der Trieb 2c., nicht moralisch geordnet u. s. w. — Freylich, setzen wir dort zugleich den „Geist" der Tugend", und zwar so, daß vermöge der Idee die Zukunft schon in der Gegenwart erscheint, oder damit verschmilzt; dann verschwindet wiederum jeder Widerstand (oder „Gegensatz"): wir sehen ihn da schon überwunden; und wo könnte uns dann selbst noch ein solcher Tugendkampf, der edel oder schön wäre, vorkommen, erscheinen? Aber recht sprechend, in ihrer königlichen Mitte zwischen den Extremen, zeigt hier sich die Wahrheit:

a) zwischen der empirischen Ansicht, wie diese, besonders als mönchische, jeden Widerstand in einen absoluten Gegensatz verwandelt; und

b) der idealistischen, wie diese, ausgehend von der Idee, aber dabey den Begriff aus dem Auge setzend, eben darum jeden Gegensatz schlechthin aufhebt.

Wer nun besonders, was bisher über das Verhältniß der Neigung zur Achtung gesagt ward, prüft,

und sich etwa dabey an Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" erinnert: der mag das Wahre der Schillerschen Ansicht hier nicht verkannt finden, ging gleich der Verf. dieser Schrift eben nicht bestimmt von derselben aus, ja hatte er gleich jene Abhandlungen des Unvergeßlichen bisher gar nicht im Auge. Aber man dürfte auch Manches von dem, was Schiller gegen den reinen Pflichtbegriff erinnerte, hier wie im Vorbeygehen oder ohne diese besondere Absicht berichtigt finden. Uebrigens hob bekanntlich Sch. diesen Begriff, sonst oder auch zugleich, selbst eben so kräftig als schön oder lebendig hervor! Und wie schön, in dem tiefern Sinne des Wortes, unterscheiden sich jene Briefe auch in dieser Hinsicht von so manchem Produkte der neuern Zeit, aus dem Gebiete der neuesten Idealistik! —

Füglich kann die Liebe nach unserer Ansicht, auch durch das Medium der ästhetischen Denkweise, „göttlich" oder „die göttliche" heissen. Nur die Wissenschaft, in ihrem Gebiete, erlaubt nicht, durch ein Beywort herauszuheben, was schon im Hauptwote liegt: die Liebe ist ihrem Wesen, ihrer Natur nach göttlich (so wie, der Idee nach, das Sittliche nicht vom Göttlichen, noch, indem der Begriff mit eintritt oder mitspricht, das Göttliche vom Sittlichen trennbar ist). Aber in der Sprache des Lebens, der Poesie u. s. w. thut die „göttliche Liebe" eine trefliche Wirkung. So erscheint sie in Absicht der Sache — zumal hier, der Sache κατ᾽ ἐξοχην — oder, wie die Schule sagt, des Objekts. Nehmen wir das Subjekt dazu; so ertönt

beson=

besonders im Lebenskreise, so gültig als freundlich, die schöne, kindliche Liebe, welche Jean Paul dort an dem Sinne jenes Göttlichen (im Evangelio) auszeichnet. Aber, wie man sieht, die „Würde" ist eben davon unzertrennlich. Wesentlich hängt jene mit dieser zusammen, indem eben die Würde an dem Charakter des Individuums, des Subjekts, sich abbildet, oder durch die Tendenz, durch die „Denk- und Handlungsweise" eines Würdigen behauptet ist. Zugleich erhellt, daß und wie die Liebe Urbild und Ebenbild umfaßt oder verbindet, in dem Sinne und nach den Worten jenes Himmlischen.

Schon vor Schiller hat ein ehrwürdiger Denker die Tugend als Sache des Geschmacks vorgestellt. Wohl nicht einzig oder ausschließend: aber sein Wort könnte von Jemanden, der allein oder vornehmlich dieses auffaßte, so gedeutet werden. Und ein jüngerer, wohl auch treflicher, Schriftsteller hat kürzlich diese Ansicht da und dort wiederholt. Auf die Frage nun:

ist die Tugend ein Gegenstand oder (eine) Sache des Geschmacks?

ergiebt sich, wie mir deucht, aus dem Obigen bestimmt und deutlich die Antwort:

nicht ursprünglich; wohl aber im Fortschritte!

Und selbst indem man von der Tugend die ästhetische Ansicht oder einen darauf gebauten Begriff, insoweit nicht ohne Grund, aufstellt: gebe man wohl Acht, daß nicht das Aesthetische in das Idealistische hineinspiele, oder auch von dieser Seite letzteres sich hervordringe! Also wohl, mit scharfem Blick' und mit steter Rücksicht auf die Grundlage des Höhern im Menschen, zu bemerken ist hierbey: daß auch dieser Geschmack nimmer aus der Linie der Freyheit und hiermit der sittlichen Ordnung herausgehen könne.

Immer kommt es vornehmlich darauf an, daß man das Verhältniß der Neigung — in dem angezeigten Sinne, d. i. nach dem Zusammenflusse jener Elemente — zur Achtung bestimmt auffasse. So ergiebt sich denn auch ein bestimmterer Begriff von der Liebe, wo diese immer, auch unter irgend einer besonderen ästhetischen Beziehung, vorkommt. So wird sich allmählig auch die Sprache, wie viel Schwankendes auch über diesen Gegenstand noch immer obwalte, verbessern, ausbilden. Deun nur allmählig kann ja das Göttliche, auch in der Gestalt des Wahren, sich im Menschenkreise erheben: und scheint es nicht, daß sich dasselbe — öfters emporwinden müsse? So mächtig steht ihm, in diesem Gebiete der Erscheinungen, das Irrige entgegen: der Irrthum in den tausend Gestalten, in welche er da sich zu kleiden vermag. Kein Wunder! Denn wir wandeln im Kreise der Endlichkeit. Aber das Siegel der Unendlichkeit ist unserm Geiste, unserm Wesen zugleich aufgedrückt. Daher unsre Bestimmung

stimmung zum Bessern, Vollkommnern, in jeder Form oder in jedem Felde der Erscheinung!

Unter den Gebildeten, in der Wissenschaft sowohl als im Leben, kommt noch öfters der Ausdruck vor: „Achtung und Liebe"; und dann auch, selbst als abwechselnd damit, „Liebe und Achtung". Diese Ausdrücke beleidigen, wie man sieht, den Genius der Wissenschaft, sey es auch nur von der formellen oder logischen Seite. Ja, dürften sie nicht zuweilen selbst einen Mangel an Einsicht in die Sache, also — wo vom (absolut) Höhern zuvörderst die Rede seyn muß — einen (wahrhaft) metaphysischen Mangel verrathen? Es sey gefragt, nicht entschieden! Und gewiß die Sache ist keinem Würdigen ganz fremde: sie ist ihm praktisch bekannt. Ja, beruht nicht die (ächte) Metaphysik zunächst auf einem tiefern Grund', als jenem der (bloßen) Theorie? — Mein Urtheil fällt, dem Vorhergehenden zufolge, dahin: „Liebe und Achtung können, nach diesen Foderungen der Wissenschaft, niemals zusammengestellt werden: Man sage:

Achtung in Bezug auf den Anfang —, Liebe in Bezug auf den Fortgang der Tugend!

Und diese Sprache, diese Bestimmung soll aus dem wissenschaftlichen Gebiete nach und nach selbst in den weitern Lebenskreis übergehen. Jedoch sofern der praktische Zweck, in diesem Felde des Aeußern, von dem wissenschaftlichen sich unterscheidet, ist man berechtiget,

tiget, hier mit dem Worte es minder genau zu nehmen. So mag denn (vor der Hand) in der Sprache des Lebens, in praktischen Aufsätzen u. s. w. noch die Achtung und Liebe, und bald diese bald jene an der Spitze, vorkommen: zum Behufe des Nachdrucks, der Einschärfung, der Erregung u. dgl. Und so wird die Liebe auf die Achtung folgen, indem diese in jener, wenn auch nach dem dunkeln Gefühle, sich wiederholt, wie sie in Ansehung des Fortschritts gesteigert oder potenzirt hervorgeht, also zur Liebe sich bildet, und folglich zum Behufe des reinen Zwecks der Menschheit verstärkt ist. Oder es wird die Achtung der Liebe, an einem andern oder auch an demselben Orte, nachfolgen, indem die sittliche Triebfeder in irgend einem besondern und zumal dringenden, verwickeltern Falle wieder als reine, bloße Achtung eingreift. In dieser Gestalt wirkt jene Triebfeder, mag sie auch sonst (nach der idealischen Ansicht) zugleich die göttliche heissen: sie wirkt in dem einzelnen Falle, wo nun der Pflichtruf wiederum bestimmt im endlichen Geiste ertönt. Man kennt das Gewirre oder Gedränge des „Irdischen", den Widerstreit persönlicher Verhältnisse, die unfreundliche Berührung, das Zusammenstoßen und demnach die feindliche Reibung von der einen, wenn auch nicht von der andern, Seite. Mehr oder weniger dringt hiervon in den einzelnen Fällen des Lebens sich auf. Da ist es nunmehr, wo der Tugendkampf nicht ganz oder schlechthin aufhören kann, und wo folglich die höhere Triebfeder, das thätige Princip eines idealisch- oder

reingestimmten Gemüths, sich stets wieder in jener Form der Achtung als solcher offenbart.

Wenn die Liebe als solche auf die Basis der Achtung sich gründet; wenn diese, wie sie eintritt in dem Urakte der Freyheit, das allbestimmende Princip — in Bezug auf alles Weitere oder Folgende ist; wenn folglich die Achtung den Geist und insofern das Wesen der Liebe selbst ausmacht, und daher eben diese ohne jene gar nicht gedacht werden kann: so muß überall, wo das Wort „Liebe" vorkommt, dieselbe himmlische Tendenz verstanden werden. Man verbindet, ist man je konsequent, mit demselben Worte überall denselben Begriff. Mag diese oder jene Modifikation hinzutreten; mögen dergleichen Bestimmungen durch Beyworte ausgedrückt werden: das Wesen, die Sache selbst wird dadurch nicht geändert oder aufgehoben. Es kehrt die Sache, es kehrt das Wesen zurück, wo und so oft das Hauptwort dem Auge oder dem Ohre wieder begegnet.

Also im Geschlechtsverhältnisse selbst, wofern die Liebe in dieser Verbindung („Geschlechtsliebe") vorkommen soll, muß jener himmlische oder, wenn man lieber will, göttliche Charakter gelten. Läßt man auch, um einem bekannten Nebenbegriffe auszuweichen, das Geschlecht weg; spricht denn hier, wie in der Poesie, in der feinern Gesellschaft u. dgl., nur die „Liebe": so muß, während diese Modifikation dem auffassenden Sinne wenigstens dunkel vorschwebt, doch überall

dasselbe Wesen vordringen oder vorherrschen. Sonst hat man die „Begierde" die „Wollust", aber ja nicht die „Liebe" vor Augen oder im Sinne. D. h.: nicht diese, sondern jene schwebt dem Denkgeiste und damit freylich, wenn auch der reinere Sinn von einer bekannten Seite abgeht, besonders der Phantasie vor. Denn auch der Herabstimmung zum Niedrigen ist dieselbe empfänglich.

Recht sprechend, im Geiste aller (wahrhaft) Gebildetern, kündigt die Achtung als Grundlage, als wesentlichen und ersten Bestandtheil, dieser Liebe sich an. So ward über den Wollüstling gesagt: er liebt das Mädchen rc. nicht; denn er achtet es nicht — er ist selbst der wahren, schönen Achtung so unfähig als unwürdig —: er begehrt, er braucht es nur; daher wirft er das Gebrauchte weg wie sonst irgend ein Physisches, wie ein Verbrauchtes, kurz „wie eine ausgedrückte Citrone" Dem Lüstlinge in jeder Gestalt oder von jedem Grade ist dieser „Mitmensch", was auch die Sophisterey sage, nur ein Ding, eine bloße Sache, keine Person. Wie könnte er sonst, wenn ihm auch das Individuum keine Achtung einflößen, keine Schonung gebieten könnte, der reinen Menschheit in demselben vergessen? Oder wie könnte er, wenn ihm dessen höhere Anlage und wahre Bestimmung vor den Sinn träte, dasselbe dergestalt brauchen? Selbst in dessen Hingebung würde ihm, wenn er diese Menschheit begriffe, nicht der wahre Wille und folglich nur eine scheinbare Einwilligung sich darstellen. So wesentlich

sentlich unterscheidet sich die Liebe von der bloßen Lust.

Selbst der bekannte Trieb, das geliebte Individuum zu idealisiren, ihm des Guten, des Treflichen so viel beyzulegen u. s. w., stammt aus dem schönen, tiefern Grunde der Achtung. Und kein Mißgriff, welcher durch Mangel an Erfahrung und die Macht der Phantasie dabey eintreten mag, keine Schwärmerey 2c. soll diesen Grund dem Auge des Beobachters entziehen. Selbst in der mangelhaften Erscheinung blickt ja das Höhere durch; selbst die Schwärmerey ist da gemildert: und was den Weisern stören könnte, was ihm mißfallen müßte, wenn es bliebe, geht vorüber auf solcher Grundlage.

Klingt die Geschlechtsliebe, indem sie an den Geschlechtstrieb erinnert, weniger schön, so hat die eheliche Liebe und zumal die Familienliebe bereits eine so schöne als gültige Bedeutung. Minder gefällt vielleicht die „Gattenliebe". Aber es findet sich nunmehr auch dieses Wort in unserer Sprache. Wer könnte dieser Liebe, zumal im Kontraste mit der thierischen Lust, jenen göttlichen Charakter schlechthin absprechen?

Die Geschlechtsliebe, im reinen Sinne des Worts, vereinigt auf eine ausgezeichnete Art Höheres und Niederes, dieses unterordnend und zugleich erhöhend, veredelnd. Stärker, völliger verbindet sich mit der Achtung, dem Gefühle, jener **sympathetische**

Trieb: daher der höhere Grad des Wohlwollens, die umfassendere Theilnahme, das zartere und festere Vertrauen, die regere, lebendige Dankbarkeit, als Aeußerung der Humanität im gegenseitigen Verkehr? Und indem der Geschlechtstrieb mit der Neigung als solcher einfließt, wird die Empfindung lebhafter, stärker. Ingeheim und insofern wirkt derselbe schon im Entstehen und selbst in den idealischen Aeußerungen der Geschlechtsliebe ein: sonst entstände nicht diese Art von Liebe. Aber im Gemüthe des Liebenden herrscht das Höhere vor: das Bewußtseyn wie das Gefühl wird dadurch bestimmt. Und diese Geistes-Stimmung dauert fort, wann, entsprechend einem Gesetze der Natur, das Sinnliche als „Genuß" hinzukommt. So erscheint dem Nachdenkenden (idealisch oder, was hier Eins ist, sittlich Betrachtenden) selbst das Materielle, Thierische unter der Form des Höhern, nenne man dieß sittlich oder göttlich. Es zeigt sich veredelt, erhöht; und die Aesthetik, gestützt auf diese Grundlage der Metaphysik, empfiehlt dann ein milderes Wort. Wie viel schöner klingt das Sinnliche (in dieser Verbindung mit dem Sittlichen), als — das Thierische! Auch zeigt sich da im Vorbeygehen das Wahre an einer „neuern Aesthetik", welche die Liebe, auch von dieser Seite, mit der Religion verbinden wollte: vorausgesetzt, daß man erkannt habe, wie das wahrhaft Sittliche mit dem wahrhaft Religiösen zusammenhängt.

Es ist demnach die Liebe selbst, welche, unter der bekannten Voraussetzung von der physischen Seite, auch

zu

zu diesem Genusse führt. Und ein Genuß dieser Art ist nur dann, wenn er sich auf dem schönen Wege der Liebe ergiebt, des Menschen nicht unwürdig. Ja er kann menschenwürdig genannt werden, sofern ihm diese Form des Höhern zukommt.

Mag dabey als Begleiterin die Leidenschaft, mag als Folge eben so natürlich die Lust und, in ihrer Steigerung, die Wollust eintreten: irgend ein Grad oder eine Modifikation kommt zunächst auch da nicht in Betrachtung. Dadurch hört das Wesen der Liebe nicht auf. Und was auch nachher sich ändere: ihr Geist, ihr Charakter bleibt. Wer also sprechen könnte:

die Ehe ist das Grab der Liebe;

der hätte entweder den thierischen Trieb mit der Liebe verwechselt, oder das Wesen derselben über einer Modifikation, einem Grade in der Erscheinung, übersehen. Im ersten Falle fehlt' es ihm selbst auf der moralischen Seite, im andern aber auf der intellektuellen. D. h.: die Ehe wäre, idealisch und hiermit genau betrachtet, gar nicht da. Denn wer bloß jenen Trieb in sich trägt, der ist ja — nur zur privilegirten Hurerey, sucht er je dieß äußere Band, aufgelegt.

So tritt die ächte, idealische Ansicht der Ehe sowohl als der Liebe gerad' in die Mitte:

zwischen

zwischen

die **Schwärmerey**, welche die sogenannte „**platonische Liebe**" aufführt,

und

den **Materialism**, der eigentlich nur die **thierische Lust** kennt, mag er auch streben, mit einer **ästhetischen** oder gar mit einer **religiösen** Floskel sie zu bekleiden.

Es hat kürzlich wieder ein, sonst, ausgezeichneter, Schriftsteller die Wollust als solche und folglich (ist man je folgerecht) als Grund mit der „Religion" amalgamirt. Diese Theorie, wie sie da konsequent auftritt, verräth mir, ich gestehe es,

1) einen **moralischen Widerspruch**: denn die Befriedigung des Geschlechtstriebes, als Zweck oder als bloßes Objekt vor das Auge des Menschen, zumal des Weibes, tretend, widerstreitet **jedem moralischen** Zartgefühle; und

2) **Unkenntniß der Religion**: denn dieser unbestimmte Sinn für das Allgemeine, dieses Versinken in das sogenannte Unendliche, ist noch keinesweges Religion.

Genau betrachtet, ist da bloß ein **Verstandes-Produkt**, die Ausgeburt eines sogenanten Raisonnements,

ments, verbunden mit einem Gewebe der Phantasie, soweit diese mit der ästhetischen Form spielen kann. Gewiß, die „göttliche Wollust" hat etwas Empörendes für jeden reinern und zartern Sinn; sie klingt eben so widrig, als die „göttliche Liebe" ansprechend, erhebend für jeden unverstimmten oder offenen Menschengeist.

Wem diese Ansicht der Liebe ꝛc. ganz fremd wäre, indem etwa ein Zufall ihm die obigen Grundsätze vor das Auge oder in die Hand spielte: dem könnten sie freylich nicht einleuchten, der müßte besonders das, was dort von der Liebe gesagt ist, willkührlich, beschränkt oder gar lächerlich finden. Lächerlich, wenn er den bloßen Trieb, also die thierische Lust, mit der Liebe verwechselte; willkührlich oder beschränkt, wenn er, zuvörderst den Grad oder eine Modifikation in der Erscheinung auffassend, das Wesen und hiermit den bleibenden Charakter der Sache nicht begriffe, nicht erkännte, und folglich, wenn gleich nur theoretisch und besonders in dieser polemischen Richtung, verkännte. Dürfte, müßte ich nunmehr nicht ihm, in dem ersten Falle positiven Mangel auf der moralischen und im letztern eine Beschränktheit auf der intellektuellen Seite zuschreiben? —

Man nehme dazu, was eben vorhin von der „Leidenschaft" und der „Wollust" als einem Begleitenden und Folgenden gesagt ward. Aber man bemerke wohl, wiefern dieß, selbst für die Zeit, selbst für die Erscheinung, gelte; oder: welche Milderung

des Wortsinnes da — der Sache, d. i. dem Geiste der Liebe nach — eintrete. Jedoch schon ehedem ward unter Gebildeten von einer „*schönern Leidenschaft*“ und einer „*reinern Wollust*“ gesprochen.

Bekannt ist übrigens, wie der feinere *Grieche*, theils moralisch sinnend, theils ästhetisch und wohl auch physisch spielend, diese Aeußerungen der Menschheit deutete, bezeichnete, symbolisirte.

Unserer Ansicht der *Liebe* widerstreitet nicht, was man noch öfters von dem „*Verliebtwerden*“ als einem Plötzlichen, wobey die *Achtung* nicht mitwirken soll, spricht. Denn verstattet auch dieses Wort, „verliebt“ ꝛc., einen reinern Sinn (und warum nicht, da es von der „Liebe“ abstammt?); so kann

1) jenes *Plötzliche, Ueberraschende, Treffende*, wie solches unter besondern Umständen auch dem bessern jugendlichen Gemüthe begegnen mag, nur das Resultat der Einbildungskraft in Verbindung mit dem Naturtriebe seyn. Aber die Phantasie wirkt da, nächst dem Gefühlsvermögen, als Potenz des Schönen. Und was von Seite des Geschlech striebs ingeheim, wenn auch (vergleichungsweise) mächtiger, einwirkt, ist eine natürliche und insofern ganz unschuldige Regung. Nun eben diese Stimmung, diese Wirkung der ästhetischen Kraft schließet die *Achtung* schon praktisch ein: man setzt die geliebte Person als *gut*, als *würdig* vorans. Daher, *wenn* dann Erfahrung und Nachdenken das Gegentheil

gentheil aufweisen, die Abnahme, das Verschwinden der Neigung selbst, obwohl, zumal im Anfange, nicht ohne den tiefern Schmerz. Auch der menschlichschöne Trieb, die Achtung, die man für Jemanden gefaßt hat, festzuhalten, trägt dazu bey. — Dagegen

2) führt die Achtung, wo sie zuerst als solche, ausdrücklich oder im reflexen Bewußtseyn, entstand und wirkte, auch zu dieser Neigung: „die Achtung (sagte man) führet selbst, wenn gleich langsamer, doch sicherer, zur Liebe"; jene geht in diese über, d. h.: die Achtung wird Liebe, auch in dieser Gestalt. So wirkt, so erscheint die Achtung nothwendig, wofern überall von der physischen Seite keine besondere Differenz, kein zu starkes Hinderniß obwaltet. Selbst in Absicht des Schönen von dieser Seite zeigt sich bekanntlich die höhere Macht des Sittlichen, des Moralischen: und es ist derselbe Trieb zu idealisiren, welcher da, obgleich auf diese besondre Art, einwirkt. Ruhiger, nicht aufflammend wie jene, allein eben darum fester, bleibender und beglückender hieß diese Liebe: und sie ist, sie zeigt sich dem schärfern Beobachter so, trotz dem Beschränkten und Widrigen, was in der Folge da- und dorther in diesem Kreise der Menschheit sich einfinden mag.

Insofern ist es wahr: „Ehen, die auf die Achtung sich gründen, fallen glücklicher aus" ꝛc. Da kommt ja die Neigung insoweit,

als sie zum Wesen der Liebe erfodert wird, hinzu: und zwar ist sie, bevor das (äußere) Band der Ehe geschlungen wird, schon hinzugekommen. So besteht das Obige: „Keine Heyrath ohne Liebe!" Und das Gegentheil zu behaupten, verräth offenbar entweder die baare Sophisterey oden bloßen Wortstreit, der nämlich nur dadurch entsteht, daß man diese oder jene nähere Bestimmung übersieht. Allein auch der kleinere, theoretische Irrthum ist nimmer ohne irgend eine nachtheilige Folge, wie lang' auch selbige dem Auge des Beobachters sich entziehe. Denn nur dem Wahren, wie das Ewige in der Zeit sich entwickelt, ist das Heil verbündet, das Glück zugesichert: das Glück, wie es dann, idealisch betrachtet, selbst an dem Prädikate des „wahren" Theil nimmt. Nur sofern die Reflexion hinzutritt, oder die zeitliche Denkweise neben der ewigen Statt findet, ist zugleich die Unterscheidung zwischen dem höhern und niedern (gemeinen) Glück', im Kreise der Menschheit, gültig. Und das Unglück, der Nachtheil, welcher dem Irrthume sich anhängt, ist öfters sehr weitgreifend, zumal in diesem Falle des Lebens. So ward meines Wissens ein trefliches, von Seite des Geistes wie des Körpers ausgezeichnetes, Wesen — verlockt im Gedränge einer widrigen Umgebung durch den sophistischen Satz: „Achtung ist zur Ehe hinreichend" — im hohen Grade unglücklich. Wie viel Gutes unterblieb, was sonst erfolgen konnte! Wie viel Unheil erfolgte, das sonst unterblieben wäre!! Denn auch soweit gilt (die Idee dessen, was seyn soll, voraussetzend) die zeitliche Denkweise. — Also die zwey Fragen:

1)

1) **kann, wo und so lange für Einen 2c. die Liebe Statt findet, für einen Andern 2c. mit der Achtung die Neigung sich verbinden?** Nein! denn die Achtung kann mehrere Individuen umfassen; die Liebe in dieser Gestalt aber geht nothwendig nur auf eines: wo bliebe sonst jener Charakter der Menschenwürde, die eheliche Gleichheit? Hier also kann die bloße Achtung nimmer zureichen; keine Kunde der Menschheit läßt hoffen oder denken, daß innerhalb der positiven Grenze die Neigung folgen werde: und jede Hingebung ohne diese erscheint nun dem ästhetisch Reflektirenden wie ein Verbrechen der beleidigten Natur. U. s. w. Aber

2) **wenn Liebe noch gegen Keinen sich einfand: mag da wohl die Achtung genügen, oder wie von selbst die Neigung (Zuneigung) folgen?** Ja, sie kann erfolgen: aber — sie kann auch nicht erfolgen. Wer darf es nun wagen, dieser Möglichkeit, d. i. dem Zufalle, das Wichtigste der Menschheit anzuvertrauen? Denn in jedem Individuo soll ja dieß geachtet („respektirt") seyn. Folglich bevor das äußere Band geknüpft wird, muß die Neigung insoweit, als ohne sie die Liebe ihrem **Wesen** nach nicht da wäre, nächst der Achtung entschieden seyn: und bloß irgend ein **Grad der Auszeichnung** ist es, was eben nicht als nothwendig gefodert wird.

 Wenn

Wenn aber die Liebe dort, im ersten Falle, unter dem veränderten Einflusse des Aeußern, der lokalen Verhältnisse u. dgl. abnimmt oder gar verschwindet, indem eben die Neigung einem andern Individuo, das unter diesen Verhältnissen schon die Achtung gewann, sich zuwendet: so beweiset diese Erscheinung nichts gegen unsere Ansicht; denn es ging in der Sache selbst keine Aenderung vor. Und schwindet die Liebe durch die Schuld des Geliebten dahin; so kehrt die schon gegebene Erklärung zurück. Wohl stehet jeder einzelne Mensch unter dem Einflusse der Zeit, der Natur: er ist „endlich;" allein immer zeigt sich, wo die Menschheit erscheint, zugleich ein höherer Charakter. Daher besonders in diesem Felde, wo Ewiges und Zeitliches sich öfters so sonderbar und wohl auch wunderbar berühren, diese Fülle interessanter, mannigfaltig sich durchkreuzender Erscheinungen! — Darauf beruht das höhere Interesse des „Romans", im ächten oder bessern Sinne des Worts. —

Auch das Bekannte: „ich kann ihn (oder sie) nicht mehr achten; aber ich liebe ihn (oder sie) noch", beweiset nichts gegen eine Lehre, die keine Liebe ohne Achtung setzt oder annimmt.

a) Ein Individuum oder eine Person, welche diese Worte mit Innigkeit spricht, so daß Wohlwollen, Mitleid u. dgl. in der Stimme nachklingen, hegt noch Etwas von der Achtung: noch regt sich der schöne Trieb, von dem Andern das Bessere zu denken. Es kann sich derselbe noch äußern. Noch ist also die entschiedene Ueberzeugung von der Unwür-

digkeit

digkeit des Andern nicht da. Und mithin ist die Liebe vermindert, aber nicht verschwunden. Wo aber

b) die Achtung ganz aufgegeben ist, da kann die Neigung nur allmählig aufhören. Denn als ein Physisches unterliegt sie dem Gesetze des Mechanismus. Und da im Geschlechtsverhältnisse die Liebe besonders in der Gestalt der Neigung sich äußert; da eben das Wort „Liebe" in Bezug auf diese Erscheinung sich vornehmlich bildete, oder, in der Sprache des Lebens, festsetzte: so erhält sich nun dasselbe noch. Es wird noch gebraucht, ist gleich die Sache verschwunden, oder nur eine Modifikation, nur Etwas (wiewohl vielleicht ein Starkes oder Tiefsitzendes) von dem, was sonst hinzukommt, mehr vorhanden. Da ist denn ein Uneigentliches im Ausdrucke, obwohl ein Nachklang von dieser Seite.

Warum ist das Umgekehrte. „ich kann ihn ꝛc. nicht mehr lieben; aber ich achte ihn noch", weniger oder gar nicht bekannt? — So bewährt sich die Achtung als Basis und eben darum als wesentlichen Bestandtheil der Liebe! — Zwar ertönt hin und wieder etwas von diesen Worten in dem sogenannten höhern Kreise: es heißt wohl auch „guter Ton;" es kündigt selbst mit der Miene, unter dem schönen oder klingenden Namen der „Klugheit" und „Freundschaft" sich an. Allein nicht die Achtung, nur eine gewisse Schätzung waltet da vor. Und selbst diese Schätzung —

dauert

dauert nicht. Denn flüchtig, vorübergehend ist das Sinnliche ohne jede Haltung des (wahrhaft) Höhern; und eben darum dahin schwindend jedes Individuum, das nur als Mittel dazu, wie immer und auf jeder Seite, dient. So ergiebt sich, nach der idealischen Ansicht, selbst die wahre Schätzung, Schätzbarkeit u. s. f., im Gegensatze mit der falschen oder scheinbaren. Nur dem bloßen Begriffe erscheint diese als wirklich und sodann als wahr. „Sie dauert nicht.“ So spricht die Vernunft: und ist es nicht die Erfahrung, welche diesen Ausspruch besonders in jenem Kreise, trotz jeder Schminke der Verfeinerung, bestätigt?

Aber wohl, wenn die schöne Sitte, wenn die verfeinernde Bildung sich zu dem ächten, innern Grunde gesellt: dann ist das Phänomen im höhern Grade und in jeder Hinsicht schön. Wie entzückt eine Erfahrung dieser Art, unter den Gebildetern, in jeder höhern Region! Darum gelte jenes Platonische:

Ihr Götter! wollet: daß mein Inneres schön,
Mein Aeußeres befreundet sey dem Innern!

Ein würdiger und denkender Mann hat gesagt:
„Man sollte da (im Geschlechtsverhältnisse) das
„Wort Liebe gar nicht brauchen. Es giebt
„nur

„nur eine Liebe zu Gott und den gött-
„lichen Dingen.“

Mag indessen dieser Würdige sonst manche schöne Kenntniß und selbst einen geübtern Denkgeist besitzen: hier zeigt letzterer doch offenbar, dem Vorhergehenden zufolge, eine Beschränktheit oder Einseitigkeit. Und man dürfte besonders fragen: sprach da nicht eine Stimme, wenigstens ein Nachhall, der ältern Scholastik, wie diese als Mönchsmoral und Kasuistik sich äußerte? Nämlich von der einen und, im Anfang' oder zum Theile, schönern Seite!

In Absicht des Höhern und Niedern, des Himmlischen und Irdischen ꝛc. haben sich auf unserm Kulturwege, so wie dieser durch Jahrhunderte fortläuft, zwey Geister gebildet, die im schneidendsten Gegensatze miteinander auftraten.

I. Der eine warf sich auf das Höhere, Göttliche, und verlor darüber das Zeitliche aus dem Auge: er warf sich, in der Schulsprache, auf das Formelle, d. h. auf die sittliche oder himmlische Form, die, nach dem Gesetze der idealischen Ansicht und damit der ächten Moral, allem Irdischen aufgedrückt werden soll; er faßte, gegen den schönen Wink (den Geist und Buchstaben) eines evangelischen Gleichnisses, den Sauerteig ohne das Mehl auf. So ward er einseitig, durch diese Ergreifung des Einen, obgleich zunächst Wichtigern. Anstatt der Unterordnung des Zeitlichen, Sinnlichen oder, in derselben Schulsprache,

„Mate-

„Materiellen," lehrte er dessen Unterdrückung er statuirte zwischen dem Höhern und Niedern einen absoluten Gegensatz; und dieser ging dann überall hervor, wo man konsequent war. — Dieser Genius kann füglich

der Mönchsgeist

genannt werden. Nämlich a potiori, oder wie er auf dem besagten Kulturwege im Ganzen sich auszeichnete. Also keinem Individuo, keinem Einzelnen, den sein Schicksal in diesen Stand warf oder führte, soll unsere Ansicht etwas von seinem Werthe benehmen, wofern er sich als Denker über jene Beschränktheit erhob, oder — als Mensch vor dem Unfuge, ja vor jener „Ausschweifung" bewahrte, die in der Folge natürlich eintrat, so wie unter dem Schutze der Beschränktheit, folglich der irrigen Vorstellung und hiermit des Irrthums als solchen, das andre Extrem sich praktisch einfand. Da war es, wo, nach dem lauten Zeugnisse der Welt- oder Menschengeschichte (umfängt sie nicht auch diese Menschenklasse?), das Bekannte „Les extremes se touchent" sich bewährte, und wo denn freylich der Genius sich in einen Dämon verwandelte. Jedoch ist dabey nicht zu vergessen, was dieselbe Geschichte bezeugt, daß und wie der bessere Geist vermöge einer schönen Inkonsequenz und durch die Aufnahme eines neuen unterstützenden Princips (z. B. der Studien oder wissenschaftlichen Thätigkeit) da und dort auch bey einer größern Mehrheit siegen konnte.

II. Der andere warf sich auf die Materie, ergriff das Sinnliche, Irdische als solches, setzte darein das eigentlich „Reelle," erkannte kein Höheres,

res, also keine eigentliche Unterordnung, keine sittliche Beschränkung oder moralische Bearbeitung an: und die sogenannte Mäßigung oder Beschränkung, die er etwa vorschrieb, war von der (bloßen) Klugheit diktirt, mochte er sie auch mit dem schönen Namen „Lebensweisheit" bezeichnen. Diese sogenannte Weisheit hatte immer denselben physischen oder sinnlichen, d. h. thierischen Zweck. Und wo mit der Theorie sich die Praxis verband, da konnte kein intellektueller und kein ästhetischer Schein dem Auge des schärfer Blickenden das „Thierische" entziehen oder verbergen. Jedoch die erstere ist hier zunächst unser Gegenstand. Wie also jener Geist das Formelle oder Himmlische, so ergriff dieser das Materielle oder Irdische; und wie jener den Sauerteig ohne das Mehl, so faßte dieser das Mehl ohne den Sauerteig auf. Kann nun die grosse Masse des Irdischen, wo es auch sey: „Welt" genannt werden; so heißt der letztere — in der Sprache oder nach der Ansicht jenes Göttlichen, und wenn uns diese Nachbildung erlaubt ist —

der Weltgeist.

Nämlich in dem engern Sinne des Wortes „Welt", sofern der Begriff hier, in dieser Hinsicht, gültig ist, und als Seiten- oder Gegenstück zum Mönchsgeiste: nicht in der idealischen Bedeutung, die allerdings zugleich Statt hat, und die anderswo selbst im Buchstaben der christlichen Urkunden so unverkennbar hervorspricht. Welcher Unverstimmte, von der intellektuellen wie von der moralischen Seite, erkennt da nicht den Weltgenius?

nius? Den Einen, welcher schon einem Platon*) u. A. vorschwebte, troß einer gewissen Sprache oder Redensweise, die sich ihnen von Außen angebildet hatte, und die nun zugleich (wie dort, in jenem Platon'schen) vermöge der Gewohnheit oder Angewöhnung mitgesprochen ward. — Wie dabey, der richtigen Ansicht oder der Ahndung des Einen unbeschadet, der ästhetische Sinn sich äußern könne, ist schon bemerkt worden. — Davon hat nun freylich jener Weltgeist keine Ahndung **), wofern er als konsequenter Naturalism auftritt. Jedoch im Gegensatze mit dem Mönchsgeiste müssen wir an dem Weltgeiste ein Theoretisches und ein Praktisches unterscheiden. Denn das eine Extrem, d. h. der Anblick seines Wesens und Treibens, kann dem Verstande (Denkgeist') einen Stoß geben, daß er zu dem andern Extreme sich neigt, oder gar auf dasselbe hinausspringt. Wo nun bloß diese theoretische Stimmung sich findet, da kann wieder eine schöne Inkonsequenz eintreten: in Absicht des Höhern, gerade wie bey dem Mönchsgeiste in Absicht des Niedern; wo nämlich dieses untergeordnet, nicht unterdrückt, und so der Folge des Irthums vorgebeugt ward. Auch wissen wir, wie da überall der „Geist der Wahrheit"

*) Statt „Sokrates?" Nein! Denn auf keiner Seite möcht' ich dem Partheygeiste Nahrung, irgend einen neuen Stoff oder — Reiz, geben.

**) Wenn man lieber will: Ahnung — wie nämlich in diesem Lande der Kultur auch der Sprachgenius wandelt und — fortschreitet, selbst im Kleinern, Unbedeutendern.

heit" das Irrige, was von Außen kam, aufheben wird: gewiß, wenn gleich nur über kurz oder lange. Wo aber neben dem Theoretischen das Praktische, von der besagten Art, sich einfindet; da stammte oder stammet jenes von diesem ab: es ging, allein oder zugleich, von Innen hervor; und da giebt es denn eine — aber wahrlich, aus dem höhern, idealischen Standpunkte betrachtet, keineswegs schöne — Konsequenz. Obwohl sie aus dem logischen Gesichtspunkte, wie dieser für die Gegenwart gilt, wirklich und daher „wahr" genannt werden mag. Denn, wie bekannt, dieses angebliche Wahre verschwindet wie bloßer Schein, sobald das Wahre sich auf jenem Standpunkte, d. h. in seinem ewigen Bunde mit dem Guten und Schönen, darstellt.

Es ist die Sache der Menschen- oder (in dem idealischen Sinne) Weltgeschichte, zu zeigen, wie diese zwey Geister auf dem Kulturpfade neben einander auftraten:

wie ein Extrem das andere erzeugte — unterhielt, begünstigte, — nach dem Gesetze des Mechanismus, das im Lande der Endlichkeit und insofern im Reiche der Menschheit selbst gilt, da eben der Einzelne sich nur allmählig, insbesondere von Seite des Denkgeistes, über die Bestimmungen der Natur oder des Aeußern erheben kann;

wie

wie ein Extrem das andere beschränkte, unter den Leitungen der Providenz, nach dem Gange der Reaktion, der, entsprechend jenem Gesetze, zugleich unter dem Einflusse des höhern Princips steht, so daß eben dieses, das Heilige bewahrend, sich dem bloß Sinnlichen, Materiellen und daher Profanen entgegenstellte, und so, selbst durch den Kontrast, das erstere im Kreise der Menschheit erhielt, ja auf der Kulturbahn dasselbe allmählig hob; und

wie ein Extrem das andere berührte, sofern nicht die Providenz und mit ihr das gute Princip dergestalt siegend, sondern der Mensch unterliegend jener Naturkraft erscheint; wo denn, da er nicht das Irrige allmählig aufhebt, ihm auch das Gute in der Zeit oder vermöge des Fortschritts entschwindet, und dann freylich nur ein Herabsinken des einen Extrems zum Niederen, keine Erhebung des andern zum Höheren, erfolgen kann.

Nehmen wir den ersten und dritten Punkt, wie diese in den Kreis unserer Macht und unserer Thätigkeit fallen, zusammen; so ergiebt sich die Maxime: **kein Extrem soll vertheidigt, begünstigt, — jedes soll bekämpft werden; denn nur in der Mitte zwischen beyden erscheint uns die Wahrheit, veredelnd und beglückend, oder: wahrhaft bildend.**

Noch

Noch immer begegnen uns, im Gebiete der Erscheinungen, diese zwey Geister, bald der eine bald der andre, und bald dieser bald jener besonders hervortretend. Und verschwinden sie in einer ältern Form; so kehren sie, da und dort, in einer neuen zurück. Strebte doch neuerlich selbst der Mönchsgeist sich in das Gewand der Aesthetik und der Philosophie zu kleiden! Und zwar, was allerdings auffallen konnte, selbst in einem Theile des protestantischen Deutschlands, während in einem bedeutenden Theile des katholischen das Mönchthum öffentlich verschwand.

Der Mönchsgeist, in seiner ältern, bekannten Gestalt, setzte die Tugend und insbesondre die Keuschheit in die Enthaltung, in den Nichtgenuß als solchen. Ward, auf der andern Seite, zu viel oder unordentlich genossen; so — sollte nun da gar nicht genossen werden. Der Sprung! — So trat denn „die Keuschheit", schlechthin oder ohne Beywort, in der Sprache des Mönchthums, der Mystik in dieser Form, und dabey auch der Schule auf. Von einer ehelichen Keuschheit konnte da keine Rede mehr seyn. Besteht aber die Keuschheit, nach unserer Ansicht, in der Unterordnung des Sinnlichen rc.; so hat selbige in wie vor der Ehe Statt. Ja, die Veränderung, welche mit der letztern eintritt, ist in Absicht der eigentlichen Keuschheit nur eine Modifikation: nichts wird also dadurch in der Sache selbst geändert.

Da jedoch die Ordnung, wovon die Fortdauer des Menschengeschlechts (der Menschheit im Gebiete der Erschei-

scheinungen) gebunden ist, auch dem scholastischen Lehrer dieser Art den Gedanken an die Befriedigung des Geschlechtstriebes aufzwang: so faßte er nun diese bloß in der äußern Form des Vertrags und insofern des Rechts. Da herrschte also nicht die Idee, sondern der (bloße) Begriff des Rechts: dessen Vorstellung von seiner äußern, empirischen Seite. Und da der Mönchsgeist die Form, jene höhere, von der Materie getrennt hatte; so blieb ihm nunmehr einzig die letztere übrig. Welche Form mußte dann seine Behandlung, seine Darstellung der Ehe, des ehelichen Lebens u. s. f. erhalten! Nur ein rohes oder grobes Gewebe aus Physischem und Logischem, zumal bey dem Mangel an ästhetischer Ausbildung, konnte sich daraus ergeben.

Fürwahr, es ist kein Wunder, wenn da ein reiner und sonst denkender Geist keinen Funken der eigentlichen Liebe erblickt:

wenn er nämlich nur diese Theorie kennt, oder mit selbiger vornehmlich — auf dem Wege seiner Studien, seiner wissenschaftlichen Bildung — bekannt und vertraut ward, so daß ihm jetzt noch, sobald er das Wort „Ehe" oder eine Abstammung davon vernimmt, schnell eine Vorstellung aus der Region dieser Theorie sich aufdringt. Um so mehr muß ihm dieses begegnen, da er bey einer solchen Richtung seines Denkgeistes auf das innere Band der Ehe nicht eindringt, und folglich auch jede Gemeinheit, die ihm in der Wirklichkeit aufstößt,

stößt, und die eigentlich nur privilegirte Hurerey ist, als Ehe ansieht und betrachtet. O bey diesem Anblicke, zumal der zerstörenden Folgen (selbst im Physischen), mag sich wohl ein schönes Gemüth von der „Ehe" traurig oder — zürnend abwenden!

Aber an wem liegt die Schuld? — In dieser Darstellung des ehelichen Wesens, nach dem Gang' und Bedürfnisse der Schulwissenschaft (Scholastik), äußerte sich besonders die Macht der Konsequenz, wie diese, wenn sie einmal den Denkgeist ergriffen hat, denselben forttreiben kann. Daher dann, als nothwendige Folge dieser Geistesrichtung, das Wühlen in der Materie (materia lubrica); dieß lange ausführliche Deduciren des Materiellen, und — diese Kasuistik! Also eine Erscheinung, die eben so begreiflich als empörend im Reiche der Menschheit ist, und die wohl auch einzig in ihrer Art genannt werden kann. Ja, die Macht der logischen Konsequenz konnte nunmehr auch einen sonst reinen Geist fortreißen: in den Stunden der Spekulation, der Darstellung! Und gewiß, hätte ein Solcher selbst im ehelichen Stande gelebt: sein Benehmen hätte dieser Lehre nicht entsprochen; sondern es wäre jene rühmliche Inkonsequenz, das Resultat eines schönen Widerstreits zwischen Praxis und Theorie, erfolgt. Jedoch hätte er dann auch so, wenigstens ganz so, lehren können? — Von P. Sanchez, dem bekannten Kasuistiker dieser Art, erzählt die Geschichte, daß noch auf den Wangen des Greises die Jugendfarbe der Unschuld, der Unverdorbenheit, blühte. — Freylich bey Einem und dem Andern mochte

wohl

wohl auch die wildere oder minder beschränkte Phantasie bey dieser „Materie" eine sogenannte Entschädigung finden: die Phantasie und dann auch der Verstand im Bunde mit der Sinnlichkeit, wenn auch nur mit dem geheimeren Naturtriebe! Ob da keine Selbsttäuschung Statt haben konnte? So rächte sich, denkt vielleicht Jemand, die verkannte und mißhandelte Natur.

Zwey Erscheinungen sind mir daher besonders aufgefallen.

1) Eben die, welche auf der einen Seite die Keuschheit erhoben, konnten auf der andern die Unkeuschheit — wenn sie nur innerhalb der positiven Schranke einer sogenannten Ehe Statt fand — so offenbar begünstigen: in der That, wenn gleich ohne diese Absicht! Denn nicht ohne Einfluß blieb ihre Lehre; und zwar, auf dem bekannten Wege, besonders in die untern Volksklassen. Und so traf denn eben dieser Mönchsgeist ganz mit dem Weltgeiste zusammen, der bloß auf das Materielle ausgeht. Natürlich, nachdem die besagte Trennung der Materie, des Himmlischen vom Irdischen geschehen war! Jene Differenz, indem der erstere die Befriedigung des Triebs insoweit bedingte, bildete hier, wo der Fragepunkt das Wesen der Keuschheit betrift, nur eine Modifikation. — Das Bessere der Scholastiker aus einer frühern oder spätern Zeit wird nach unserer Ansicht keineswegs geläugnet oder verkannt; und

gerne

gerne wird zugestanden, daß auch neben jener Lehre noch, da und dort, eine Anweisung zum Höhern Statt fand. Allein was im Ganzen über diesen Gegenstand und auf der theoretischen Seite so offenbar hervorstach: das kann nicht geläugnet werden, das verdient eine Auszeichnung; denn wir kennen das Getriebe der Reaktion, zumal wie man bereits auch, hin und wieder, selbst im Namen der Philosophie und besonders mit der Miene eines freyern, umfassenden Geistes, die Scholastik preist. — Selbst in der Gestalt des Missionars erschien dieser Mönchsgeist ehedem, und wohl gar noch in einer neuern Zeit. Da war es, wo jene Scholastik so recht ausführlich und positiv zur Anwendung kam, wo besonders jene Konsequenz sich auf eine recht empörende Art geltend machte. Und

1) **eben die, welche das bloß Sinnliche, das Thierische so ausführlich bearbeiteten**, oder solche, die in der Schule dieser Lehrer gebildet waren, und dann über denselben Gegenstand an ihrem Orte nicht anders verfuhren, — **konnten diesen und jenen neuern Schriftsteller um deßwillen tadeln, angreifen, weil er die Liebe als solche, d. i. nach ihrem wesentlichen Charakter und eben daher in ihrem veredelnden und beglückenden Einflusse, dargestellt hatte.** Da zeigte sich freylich eine innere Beziehung der Liebe auf die Ehe: und diese erschien um so mehr, wie im Spiegel der Idealität,

als reinmenschliches und eben darum allgemeingültiges Institut. — Wer dürfte die Idealität mit der „Chimäre" verwechseln oder vermischen? — Kam eine fanatische Stimmung hinzu; und sprach dann besonders der Parthey- oder Sektengeist mit: so ward eine solche Darstellung wohl gar „unkeusch, unzüchtig" u. s. w. genannt.

Noch ist indeß zu bemerken, daß und wie selbst aus dem tiefern, schönern Grunde der Menschheit eine Scheu vor der Ehe als solcher sich enwickeln könne, so daß ein ästhetischer Schein, ein verschönerndes Licht auf den Nichtgenuß, auf die Enthaltung — als sey darin ein Größeres oder gar Erhabenes — fällt.

a) Das Thierische, das Sinnliche an sich oder ohne die Unterordnung gedacht (vorgestellt, vorschwebend), stößt zurück: so bildet das „Göttliche" einen Kontrast mit demselben.

b) Die Empfindung dieses Kontrasts wird verstärkt, indem die Wirklichkeit, das gemeine, umgebende Leben, dem zartern Sinne so manche widrige Erscheinung darstellt.

Daher kommt, was im Menschenreiche schon öfters erschien, eine Vorliebe für den ehelosen Stand, wo und so oft das Göttliche besonders, wenn auch im Symbole, hervortrat; daher insbesondre die Foderung des „Jungfräulichen" ꝛc. an solche Menschen, die der Gottheit so geweiht, und selbst hervortretend im

Lichte

Lichte des Göttlichen, erschienen. So hatte schon der Römer seine Vestalinnen, so der Grieche Priester und Priesterinnen, welchen ein Gesetz das ehelose Leben gebot. Ja, unter ähnlichen Umständen mußte eine ähnliche Erscheinung hervorkommen: nämlich bey Einzelnen; und was auch sonst ein anderer Grund beytragen mochte. Denn immer bleibt ja die Quelle, die menschliche Natur; und nur die Entwickelungsstufe bestimmt, entscheidet. Nothwendig erschien die Sache in diesem Lichte und damit im Begriffe dem Unverdorbenen, selbst dem Bessern, wofern er sich auf dem Punkte dieser einseitigen Entwickelung befand. Also nothwendig ist, unter denselben Umständen, dieselbe Ansicht einem Jeden, der zwar

1) den reinen, keuschen Sinn, aber

2) einen beschränktern Denkgeist besitzt. Was da wirket, was die Ansicht so bestimmt, das ist hier immer eben derselbe mönchische Gegensatz (zwischen dem Höhern und Niedern): nicht gerade theoretisch, bis zu jener Gestalt, ausgebildet; aber doch vordämmernd, vorschwebend im dunkeln Gefühle.

Und die Sophistik, sie nenne sich Philosophie oder Theologie, mag nun auch solche Data der menschlichen Kultur auf ihre Weise benutzen:

a) sie kann mit der Vorstellung des Großen, Erhabenen, in jenem Nichtgenuß, ästhetisch

spielen: aus dem ästhetischen Nebel selbst entsteht ihr ein Bild, das zu ihrem Zwecke — überall, wo die tiefere und umfassendere Ansicht gebricht — treflich dienet;

b) sie kann sich dabey auf das Ansehen der Historie stützen: die Idealistik mag ihr dabey noch Beyspiele aus dem „Orient", ältere und neuere, anführen; und

c) sie kann sogar den **moralischen** Begriff mißbrauchen: ingeheim setzt sie den Nichtgenuß der — Ausschweifung entgegen; und so wie sie diesen Kontrast der Phantasie und dadurch dem Verstande vorzaubert, bestimmt sie das Urtheil nach ihrem Plane. — Als ob zum ordentlichen (sittlichen) Genusse nicht **mehr moralische Kraft** erfodert würde, als zum bloßen Nichtgenusse, zur Enthaltung als solcher; und als ob zwischen dem, welcher sich einen Genuß dieser Art aus ächtsittlichem Grunde versagt, und jedem andern wahrhaft Würdigen nicht bloß eine äußere Differenz Statt fände!! —

Ueberhaupt giebt es auch eine schöne Enthaltsamkeit. Es ist die Weisheit, nicht die (bloße) Klugheit, welche, in Ansehung der gegebenen Lage, dieselbe vorschreibt. Schön ist es, der Pflicht, wie darin das große Interesse der Menschheit erscheint, sich zu weihen, zu opfern. Dieser Enthaltsamkeit und jener Liebe, mithin auch jedem Genusse, welchem das-

selbe Prädikat zukommen soll, liegt offenbar Ein Princip zum Grunde *). Darauf kommt es an, daß der Mensch abhängig von einer höhern Macht, oder hineingesetzt in die große Schule der Providenz, sich zugleich selbstthätig bewähre. Gerne wandelt der Würdige in dieser Schule, huldigend einem heiligen Gesetze, und dann ruhig sein Schicksal der höhern Macht überlassend.

Unläugbar ist es, daß der Mönchsgeist durch sein Treiben im Gebiete der Menschheit den Weltgeist theils erzeugte, theils begünstigte: so wie dieser hinwiederum auf jenen zurückwirkte.

1) Jener erzeugte diesen, indem er dem Kopf' oder Denkgeiste den besagten Stoß gab, und solcher dann nach einem bekannten Gesetze der Mechanik fortwirkte, also auf der theoretischen Seite; und, was noch schlimmer war,

2) er begünstigte ihn auf der praktischen Seite, indem eben der Weltling, der konsequente Naturalist, daher Anlaß und Stoff nahm, sein Treiben theils mit dem flüchtigen Witz', theils mit scheinbaren Raisonnements zu vertheidigen. Zumal

*) So ist auch der (oben verworfene) Ausdruck „eheliche Pflicht" wohl gültig. Man übersehe dort nicht den Ge-Gegensatz!

mal die dürftigern Gestalten des Mönchsgeistes auf der intellektuellen Seite gaben solchen Stoff.

Auf dem Kulturwege, welcher Jahrhunderte umfasset, ergaben sich diese Phänomene: da nämlich die große Scheidung zwischen Kirche und Staat, zwischen Weltlichen und Geistlichen entstand, der Mönchsgeist oder das Mönchthum mit der Kirche (in diesem Lande der Erscheinung) verwachsen war, und das Intellektuelle, durch ein inneres Princip in derselben beschränkt, dann in dem Staate bey Vielen als „Kultur" sich entwickelte und geltend machte. Das Intellektuelle *), entgegengesetzt der Unwissenheit ꝛc., und so, in diesem Kontraste, ästhetisch betrachtet erscheint allerdings schön. Allein an sich ist es auch mißbrauchbar; und daher findet der tiefere Denker selbiges zugleich zweydeutig. Und wie findet es der Beobachter, wenn er einen schärfern Blick in die Wirklichkeit wirft, ja wenn er auch nur mit offenem Auge, nur dem Eindrucke sich hingebend, da und dort die Phänomene des Tages anblickt? Gewiß, wer das Intellektuelle nicht unter der Leitung des Moralischen (so wie dieses ursprünglich Eins ist mit dem wahrhaft Religiösen) auffaßt: der kommt nimmer zur

ächten

*) Von dem Verstande („intellectus"), nicht von der Vernunft („ratio") stammt es ab. Also, wenn das Wort sonst schon geltend oder bedeutend genug wäre, das Verständige! — Die Vernunft geht tiefer: sie schließt das Intellektuelle nicht aus; aber sie nimmt es erst hinzu.

ächten Ansicht des Menschlichen und insbesondere der „Kultur", im Reiche der Menschheit. Nimmer könnte, ohne diese Grundlage, aus dem Grunde des Intellektuellen eine „schöne" Pflanze entstehen. Was da wüchse, käme dann, genau betrachtet, nur aus dem Physischen: also aus dem sinnlichen und, da eben das Gepräge der Menschheit fehlte, thierischen Grunde. Es wäre in der That oder an sich „wild", trotz jeder Einfassung und Verschönerung — für die Gegenwart. Ja (denn mit Recht kehret der wichtigste Punkt mehr als einmal zurück) dem idealisch Blickenden, dem wahren Seher könnte schon jetzt, indem sein Blick zugleich die Zukunft erfaßte, nur Wildes begegnen. Und macht das Höhere seine Souverainität über das Niedere nicht selbst durch den Einfluß seines Gegentheils, durch dessen Zerrüttung in dem letztern, geltend? Nämlich in dieser Linie der Zeit, d. h. früher oder später, über kurz oder lange, also — im Fortschritte, wie dieser dem Kreise der Menschheit angehört! Wer denn vom intellektuellen Gesichtspunkte allein ausgeht; der ist, sey er auch für seine Gegenwarrt noch so scharfsichtig, eben daher zugleich kurzsichtig: folglich eben so wenig umfassend als tief. Und was ist denn sogar dieser „Scharfsinn", sobald jener Gesichtspunkt hinzutritt? Aber es ist die idealische Ansicht, welche entscheidet.

Unter den mancherley Erscheinungen, welche auf dem gedachten Wege vorkommen, mögen hier zwey eine auszeichnende Bemerkung erhalten.

1)

1) Die mönchische Vorstellung der „Keuschheit“ hat veranlaßt oder beygetragen, daß man auf der andern Seite die Keuschheit schlechthin verwarf. Dieses Wort kommt daher in Kreisen, wo der Weltgeist regiert, gar nicht mehr oder — als Zielpunkt des Spottes, und auch so nur wie im Vorbeygehen, vor. Wirklich, von dieser Seite hat sich der Weltgeist besonders — ausgebildet. In welchem unserer feinern, obwohl gemeinern, Zirkeln dürfte wohl die „Keuschheit“ erscheinen, ohne daß eine Nase sich rümpfte, oder eine Lippe zum Spott' sich verzöge? Selbst dem Bessern, besonders in einem katholischen Lande, könnte dabey etwas „Komisches“ einfallen, etwas Widriges oder Dürftiges vorkommen: wenn sich ihm nämlich der Begriff des Wortes in jener mönchischen Form darböte, wenn er, sprechend oder denkend früh und lange an diese Einseitigkeit gewöhnt, den Begriff vornehmlich und nun (im einzelnen, vorüberschwindenden Momente) auch bloß eben darin auffaßte. So möchte selbst das Wörtchen „keusch“ nicht ohne einige Mißhandlung wegkommen. — Bekannt ist ein Verdienst, das der unsterbliche Schiller in dieser Hinsicht auch im Kleinern um die Kultur, um die Sprache und dadurch um die Sache, hat. — Uebrigens giebt es in der Theorie des Weltgeistes allerdings, wenn er sich folgerecht äußert, keine Keuschheit. Es fehlt die Sache: wozu denn das Wort? Es giebt da nur eine „Klugheit“: freylich nach der idealischen Denkweise nur ein Meteor; aber wirklich und

daher

daher „wahr" nach der zeitlichen. Dem Weltlinge gilt daher: „non caste, sed caute!", gerade wie den Pfaffen. Doch es bindet ja beyde Ein Geist; und nur die äußere Form unterscheidet sie: mehr oder weniger. Groß, auffallend, obwohl nach seinem Wunsche — vor dem gemeinen Blick' — verhüllend, ist diese Differenz nur bey dem Pharisäer. (A potiori fit etc.) Man sieht, diese Bemerkung kann und soll überall keinen Würdigen treffen, in welcher besondern Sphäre der Menschheit dann auch Dieser und Jener sich befinden oder arbeiten mag. Auch sie beseelt und verbindet Ein Geist: der Geist des Höhern, der Wahrheit, der Tugend u. s. w., also in der schönen, direkten Bedeutung des Wortes! Und nur ein besonderer Name unterscheidet sie, ohne jedoch den schönen Gemein-Namen aufzuheben. Vielmehr, vermöge des Fortschritts der Kultur, erhebt sich auch in diesen äußern Verhältnissen der „Mensch". Er siegt allmählig über diese und jene feindliche Schranke, Anbildung oder, um ein früheres Wort von unserm Herder zu borgen, „Besonderheit"; kurz, er wird geltend. Und wohl dem, der den Menschen in sich geltend macht! Daher der freundliche Anklang, das wirklich Schöne, Ansprechende, was nach der tiefern, idealischen Ansicht in dem Aecht- oder Reinmenschlichen liegt: mag es auch seyn, daß mehr oder zuerst und vorzüglich der Empfindung, d. i. dem dunklern Gefühle, solches begegne. Aber dieses „Menschliche,

liche" ist, in irgend Einem, ohne die wahre (d. h.) eigentliche) Keuschheit nicht denkbar.

2) Nach der Idee des bessern Romans, die vorhin berührt ward, heißt dem Weltlinge der edlere junge Mann, der in seine Maximen nicht einstimmt, und jede Theilnehmung an jener gemeinen oder gezierten „Wildheit" verschmäht, — ein Romanheld" *) Da werden die Zöglinge, die Kinder

*) Wäre es möglich, daß irgendwo selbst angesehene Männer, und die Staatsposten versähen oder bekleideten, etwa nach dem fröhlichen Abendmahl' an einem Geburtstage lustig -- in's „Bordell" oder in ein sogenanntes „privilegirtes (!) Haus", zu deutsch Hurenhaus aufbrächen, und ein Edlerer, fortgerissen durch die Macht des Beyspiels und des Spottes, dann beym Eintritt in dasselbe der Letzte die Thüre vor sich schlöße, und so noch glücklich (ja wohl!) davon käme ? ? -- -- Und wenn da irgend ein Oberer auf einer Seite

Amtstreue, Unbestechlichkeit u. s. w.

forderte, und auf der andern Seite

zu so etwas lächelte oder leicht darüber wegginge:

konnten wir ihm dann, dem Obigen zufolge, Konsequenz, Einsicht in den Zusammenhang (auch nur als Produkt des Verstandes) und folglich den „weitsehenden Blick" zuschreiben ? Könnten wir sagen: daß er einsehe, begreife,

wie auch die Staatssphäre vom Kreise der Menschheit umschlossen ist, und wie folglich auch da Eines auf das Andere wirken,

der des Weltgeistes zu Lüstlingen, und dann zu Wüstlingen gesteigert. Nothwendig erscheint der Weltling, also jede Ausgeburt des Weltgeistes im bestimmten Sinne des Worts, in dieser Gestalt, mag dann solche mehr oder weniger ausgeprägt seyn. Von den Sumpfpflanzen, aus denen der Weltgeist in dieser Konsequenz Nahrung zieht, und die er auch „Romane" nennt, sey hier keine weitere Rede! — Den Geist des bessern oder, wenn jetzt das Wort erlaubt ist, ächten, wahren Romans verkennt der Mönchgeist nicht minder: „Possen, Liebspossen" u. s. w. sind ihm auch die reinen Züge und Darstellungen der Liebe, in ihrer innern Verbindung mit der Ehe. Und so sprach derselbe nicht etwa nur aus der

wirken, Eins in das Andre eingreifen müsse.

Man sehe die „vertrauten Briefe" über Preußen (Amsterdam und Kölln 1807): wie da 1) die Wollust, unter Friedr. Wilh. II., fürchterlich zunahm, und 2) eben damit, d. h. so wie diese stieg, die Amtstreue in jedem ihrer Zweige, und zwar unter Civil- wie unter Militärpersonen, schrecklich uud auf eine eklatante Art abnahm! „Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich Dir unglaubliche Beyspiele „erzählen könnte. Es ist soweit gekommen, daß der „Rechtschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung „hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgesetzt wird." S. 91. So predigt die Geschichte des Tages; so zeugt, auch dadurch, die Weltgeschichte!

der Feder oder dem Munde eines Klostermanns; sondern in jeder Form, die er, vermöge jener Gestaltung des Kirchlichen und nach dessen Einwirkung auf die übrigen Menschenklassen, annahm. Noch erschallt bekanntlich, hin und wieder, sein Urtheil. (Dazu kommt, was schon berührt worden ist, eine beginnende Reaktion selbst auf dem Felde der Wissenschaft, unter dem Namen und in der Form des „Heiligen.") Nun eben so, für „Possen" und „Schwärmerey", erklärt auch der Weltgeist jedes schönere Gefühl und jede ächte, reine und lebendige Schilderung der Liebe. So oder soweit berühren sich auch hier die Extreme! „Possen und Schwärmerey": braucht er in der lockern Form des Wüstlings gern das letztere Wort; so ist ihm in der steifern des luftsatten Ehrgeizes vornehmlich das erstere geläufig.

Unter „Weltleuten", um mit Weishaupt zu reden, fodert allerdings die Praxis sowohl als die Theorie in Absicht des Geschlechtstriebs noch eine liberale Ansicht oder Beurtheilung:

bey diesem Gedränge, in diesen oft drückenden Verhältnissen des Aeußern;

wegen des Mangelhaften, das offenbar von Seiten des Staats und der Kirche (im Gebiete der Erscheinungen) in dieser Hinsicht noch da und dort Statt findet, und das eben bald

zum

zum theoretischen, bald zum praktischen Widerstande reizet; und

wegen der frühern und spätern Umgebung, wegen der Macht des Zufalls, in Bezug auf den äußern Lebensgang, des Beyspiels und der frühern Angewöhnung.

Darum gebietet, wie es scheint, die Billigkeit, ja die Gerechtigkeit selbst, daß man, in Absicht der Abweichungen von dem ächten, schönen Wege der Liebe nach deren Zusammenhange mit der eigentlichen Ehe, zuvörderst zwischen Schwachheit und Boshet wohl unterscheide. Nur in dieser ist die Maxime der Verführführung, der Unsittlichkeit.

Aber dieß muß zugleich gesagt werden: der Schwache unter jenen Verhältnissen, wenn er sich zur ächten, moralischen Stärke nicht allmählig erhebet, sinkt dann herab zum Wollüstlinge und zum wahren, eigentlichen Bösewicht'. Es giebt für die Menschheit, also für den Menschen als solchen, keinen Stillstand.

Schwach ist der Abweichende dieser Art, wie stark er auch sonst von Seite des Intellektuellen und z. B. des Politischen insbesondre, für eine gewisse Sphäre der Gegenwart, seyn mag. Er ist schwach, moralisch und dann selbst intellektuell gewürdigt oder beurtheilt. Denn selbst bey dem Scharfsinne mangelt ihm, dem Gesagten zufolge, der Tiefsinn und damit die Umfassung, der Totalblick, soweit dieser

dem

dem endlichen Geiste zukommen mag. Allein der Schwache, in jener Differenz von dem Bösen, ist dennoch der Liebe (in gewissem Grad') und hiermit der Ehe empfänglich. Ihm äußert sich nun das schöne Korrektiv, das die Liebe, die Ehe selbst in ihrem Schooße trägt. Ihn mag noch eine menschlich-schöne Empfindung, in der Hülle, in der Form ehelicher Freundschaft ansprechen; ihn mag besonders das schöne Gefühl der Vaterfreude erheben.

Der Wollüstling ist versunken, der feine raffinirende Bösewicht verloren, sey er auch innerhalb der der positiven Grenze gesetzt. Er treibt immer, wo er auf den Geschlechtsgenuß ausgeht, dieselbe H—rerey: mit oder ohne Privilegium. Er ist nicht zu retten; der göttliche Funke, wie er tief unter der Asche, tief im Hintergrunde des ausgebrannten Geistes liegt, kann sich nicht regen, wenn nicht erst die Providenz, diese Erzieherin des Menschengeschlechts, durch irgend einen mächtigen Schlag von Außen den groben oder feinen Sünder erschüttert. Keiner menschlichen Belehrung ist er mehr fähig. Stolz erhebt er sich über dieselbe. Nur durch das Medium der Providenz, wenn der Zufall ihm so etwas vor das Auge oder in das Ohr spielte, könnte ihn das Wort irgend eines Andern noch treffen.

Der Schwache, nach unserer Ansicht, ist der Belehrung noch empfänglich: der Belehrung gegen so manche sophistische, öfters glänzende Maximen und Grundsätze, die bekanntlich in unsern „höhern" oder

„gebil-

„gebildetern" Klassen umher laufen, und die ihr Glänzendes oder Täuschendes besonders von dem Gegensatze mit irgend einer Dürftigkeit des Aeußern, Positiven, hernehmen. Ihn wird dann z. B. das Bekannte nicht mehr täuschen: „Sie sind ein verständiger Mann, also" rc. Da soll der Verstand selbst über die Schranke, welche die ächte Ehe setzt, wegheben. Nein, der Bessere, wenn auch Schwächere, strebt noch immer nach Erkenntniß: nach weiterer, nach reinerer Erkenntniß. Er hat noch nicht „abgeschlossen".

Und wer, der da Mensch ist, wie alt oder angesehen er auch sey, und sey er Rath, sey er Minister oder Fürst, — wer darf sagen:

> ich kann, ich soll nicht mehr vollkommener, nicht besser und verständiger, mit Einem Worte: weiser werden?

Oder, was Eines ist:

> meine Wissenschaft ist fertig, meine Philosophie geschlossen?

Kein Einzelner vermag Alles. Wer also die Menschheit, im Andern wie in sich, wahrhaft achtet; der wird noch immer in Andern das Organ des Höhern, von dieser und jener Seite, anerkennen. Wohl, er unterscheidet. Aber er findet dieses Organ, indem er prüft mit der Kraft, die ihm gegeben ist. Die Wahrheit, wie die Menschheit, ist allumfassend: aber wie

tritt

tritt sie als Geist im Einzelnen, wie als Theorie unter Mehrern vermöge einer gegenseitigen Einwirkung, Mittheilung und damit einer schönern Harmonie, ein? —

Wo der Weltgeist, zum konsequenten Naturalism sich gestaltend, das Schild der Aufklärung, der Kultur, des hellen, vorurtheilsfreyen Geistes u. s. w. aushängt, oder mit diesen Namen sich deckt: da besonders soll ihm die Larve vom Gesichte hinweggerissen werden, daß er nimmer oder doch weniger täusche. Verblendet, täuschet dieser Dämon nicht zugleich Jeden, den er besitzt, nachdem der Sitz ihm freythätig eingeräumt ward? Also seine Oberflächlichkeit, das Widersprechende, Inkonsequente in seinem Benehmen, sein Mangel an Fortdenken und selbst an dem Muthe fortzudenken soll aufgedeckt werden. Man frage z. B. den Lüstling oder — den Lustigen in dieser Gestalt, was denn aus der Ausnahme, die er von dem heiligen Gesetz sich macht, eigentlich folge:

> ob er dadurch nicht Andere zu bloßen Sachen herabsetze, und folglich die Menschheit außer sich aufhebe; oder wenn er Andere für Menschen erkennt, also dasselbe Recht ihnen zugesteht, ob dann, sobald er seine Maxime als allgemeingeltend denkt, nicht die Menschheit in sich selbst zerfalle, ob sie nicht in jeder äußern Gestalt, im Staate sowohl als in der Kirche, und damit er selbst verschwinde?

Oder

Oder man fodere ihn auf, nur einmal mit männlichem Ernste nachzudenken

> über die Folgen seines Handelns rc., sofern selbige im großen Zusammenhange, schon da und dort eingreifend, aber noch auffallend, noch erreichbar dem schärfern Blicke des Beobachters fortlaufen!

Ja darauf kommt es an, daß man einsehe, was eigentlich Konsequenz, in dieser schönen und vollen Bedeutung des Worts, und was dann der umfassende oder weitreichende Blick, also besonders der (wahrhaft) politische, ministerielle u. s. f. sey. Es kommt, dem Obigen zufolge, vornehmlich darauf an, daß man erforsche und ausmache:

I. ob das Gesetz der Ehe, abgeleitet aus dem ächten Grunde, nicht allgemeingültig sey, und folglich schlechthin keine Ausnahme verstatte;

II. ob nicht vornehmlich in diesem Punkte Lehre und Beyspiel übereinstimmen müssen, und das Beyspiel immer desto bedeutender sey, je höher der Einzelne — d. h. irgend Einer, aber ein „Mensch" -- stehe*); und

III.

*) Wen entzückt nicht die Erinnerung, die ihm eine nahe Erscheinung freundlich darstellt? -- In jenen Briefen über

Bayerische
Staatsbibliothek
München

III. ob nicht die **Polizeyanstalten** mit den **Lehrinstituten** in reiner **Harmonie** stehen müssen?

Besonders wichtig scheint mir die Frage:

> darf man da, von Seite der Polizey, also von Seite oder im Namen des Staats, die Ausschweifung, die sogenannte galante Sünde wie ein bloßes Uebel ansehen, folglich **das kleinere dulden, um das größere zu verhindern?**

Dieses Gesetz, diese Maxime gilt im Physischen. Für den Arzt als solchen, also überhaupt in der Heilung des Körpers, ist es gültig. Auch die Politik, sofern oder wo sie bloß Physisches behandelt, kann und soll dasselbe befolgen. Aber gilt es auch im Moralischen?? Nur im Physischen ist das **Uebel:** die Immoralität ist ein **Böses.** Die eigentliche „Sünde" — also in dem Begriffe des Philosophen, nicht in einer sogenannten theologischen oder mönchischen Beschränktheit — kann nie zuvörderst und nie bloß als „Uebel" betrachtet werden.

Zuge-

über Preußen folgt, nach dem fürchterlichen Gemählde, ein schönes, herrliches Bild dieser Art. Möchten einzelne Züge noch mehr hervorgehoben und ausgemahlt seyn!

Zugegeben, daß der Staatsmann in dem, was der Philosoph „Unsittlichkeit" oder „Böses" nennt, auch ein „Uebel" erblicken könne, indem er die Wirkungen, den Einfluß des Unsittlichen auf das Sinnliche oder Köperliche, betrachtet: so kann er bey diesem Begriffe doch nimmer die Idee aus dem Auge lassen, wenn er nicht auf den Charakter der Menschheit verzichten will. Die Idee aber, und dann auch der Begriff, wie er darauf gebaut ward, stellt die Unsittlichkeit als Etwas dar, was schlechthin nicht zu dulden ist. Wenn also (wie aus dem Vorhergehenden erhellet) nur die Liebe zu dem Genusse dieser Art so führen kann, daß er des Menschen nicht unwürdig ist; und wenn sie durch ein inneres Band mit der Ehe zusammenhängt, so folget:

> daß auch die Ausschweifung, auch das Unsittliche dieser Art im Menschenreiche, mithin auch im Staate überall nicht tolerirt werden könne.

Das heißt: es darf nicht die Maxime des Staates seyn, das Unsittliche (in dieser wie in irgend einer andern Gestalt) zu dulden: also in einem gewissen Stande es zu erhalten, es nicht ferner zu beschränken u. s. w. „Geduldet, tolerirt" können wohl die „Meynungen", abweichende Vorstellungen im Felde der „Religion", werden, sofern da nur vom Positiven oder Aeußern, nach Maßgabe der individuellen Umstände in diesen Lebenskreisen, die Rede ist. Denn

a) nicht von der Freyheit hängt da, zunächst und in den Momenten der Gegenwart, die Vorstellung ab; und

b) alle wahrhaft Guten oder Würdigen sind gleichwohl — trotz dem Abweichenden und Irrigen, was sich Diesem oder Jenem von Außen angesetzt haben mag — im Geiste vereinigt, eben weil sie den Geist der Wahrheit besitzen: nach der bemerkten idealischen Einheit des Wahren und Guten!

Hier also kann und muß, wofern er rechtlich, und so „human" — nicht „grausam" — verfahren will, der Staat toleriren *). Selbst den — theoretischen — Irrthum, selbst das, was der Regent oder ein Glied der Regierung, als Mensch nach seiner Ueberzeugung, irrig nennt oder findet, muß derselbe dulden. Aber wahrlich nicht das Laster, nicht die Immoralität! — Sagt man aber: „der Staat befaßt sich mit der Legalität, nicht mit der Moralität"; so ist zu erinnern:

a)

*) Allerdings, an sich oder in Ansehung des Rechts, was dem Mitmenschen zukommt, ist die Toleranz nicht schön: das Wort ist verwerflich, wie die Sache, wie die Anmaßung; denn Niemand ist in dieser Hinsicht zu einer Forderung an den Andern berechtigt. Aber im Gegensatze mit der Intoleranz, Inhumanität, Rohheit u. w. ist die Toleranz schön, im vollen Sinne des Wortes; denn in dieser Ansicht durchdringen sich das Aesthetische und das Moralische.

a) auch in Absicht der Legalität zeigt die entgegengesetzte Maxime eine Inkonsequenz; denn sie schützt, sie begünstigt — wenn auch nur insofern — die sonst anerkannte Illegalität; und

b) nimmer tritt der Staatsmann aus der Linie der Menschheit heraus: nämlich der ursprünglichen und eben darum allbestimmenden Anlage nach. Ist er also ein Würdiger und Denkender, ein (wahrhaft) Gebildeter, mithin auch ein philophischer Staatsmann — dem Geiste, nicht gerade dem Buchstaben nach, so wie letzterer spekulativ im Systeme da und dort sich gestaltet —; so erkennt er, daß ohne Moralität keine (dauernde) Legalität sey. Ohne der Idealistik, welche die eine mit der andern schlechthin als Eins setzet, beyzutreten, wird er dennoch das Wahre der Formel im Sinne eines idealisch Denkenden nicht verkennen. Denn es ist nur der sophistische Staatskünstler, welcher seinen „Begriff" von Gesetzlichkeit, Rechtlichkeit (der äußern) u. dgl. so weit ausdehnet, daß er wähnt, er müsse oder dürfe auf die Sittlichkeit schlechterdings keine Rücksicht nehmen.

Unstreitig kann das Böse, zumal von dieser Seite, nicht mit Einem Male oder ganz aus der Menschenwelt vertilgt werden. Keine Staatsgewalt könnte es dergestalt aufheben oder verhindern. Wer weiß das nicht? Mir deucht,

nur die **moralistische** Denkweise (**Pedanterie, Moralistik**), wie selbige zuvörderst vom **Mönchsgeiste** ausgeht, könnte einen solchen Angriff machen, oder dazu rathen;

aber

nur die **materialistische** Denkweise, wie diese mit dem **Weltgeiste** zusammenhängt, könnte darauf antragen, daß man die H—rerey wie ein bloßes Uebel duldete, d. h. sie zwar in dieser Gestalt auf gewisse Oerter beschränkte, aber da wie in statu quo erhielte, also, wenn kein öffentliches Bordell, doch einige geheime (nur allen Wüstlingen rc. rc. wohlbekannte) „privilegirte **Freudenhäuser** *) etablirte".

Folgt denn nicht vielmehr, wie die Wahrheit in der Mitte, der Grundsatz:

das Unsittliche, die Ausschweifung soll **schlechthin immer mehr beschränkt** werden: ihr kann überall keine **Duldung**, kein **Schutz** des Staats zukommen.

Aber

*) Möchte denen, die **noch immer** in dieser und einer noch bekanntern Zusammensetzung das **schöne** Wort „Freude" mißbrauchen, einmal das Schillersche:

Freude, holder Götterfunken —

recht kräftig in das Ohr und in die Seele tönen!

Aber die nöthige Reform von Seiten des Staats und der Kirche muß zugleich (stets völliger) eintreten. Und erfolgt diese nicht; so wird sicherlich ihr Bedürfniß stets fühlbarer, so wird sie eben durch die Folgen befördert, herbeygeführt, welche da entstehen müssen, wenn von Seite der Polizey geschieht, was geschehen soll.

Gern nehme ich an, daß auch einen Bessern und sonst Denkendern, dem nun gerade auf dem Wege seiner Studien jener Staatsbegriff vornehmlich bekannt und geläufig ward, dieses Toleranzprincip blenden könne. Und käme er in diesen Geschäftskreis, so möchte es ihn wohl auch zu Mißgriffen verleiten. Eben die geheime Anstalt könnte ihm so als der Mittelweg erscheinen. — Ganz richtig, wenn da nur vom Physischen, wo die Klugheit als solche allein schalten darf, die Rede seyn könnte! Eben darauf geht aber der bloße Begriff, heisse er auch „Raisonement". — Und der bessere Sinn eines Solchen würde sich schon dadurch aussprechen, wenn er z. B. mit Energie sagte: so haben wir doch kein öffentliches Bordell wie in Berlin! Also auch da muß die Idee siegen über den Begriff, ohne ihn jedoch zu verdrängen, wo er, besonders im Felde der Anwendung, hinzukommen darf und muß. Und wir sehen, was ihr, im gesetzten Falle, den Sieg erleichtert.

Aus der Natur der Sache erhellet, daß eine solche Duldung — nicht zu dulden („unstatthaft") ist. Mit dem schönen, sittlichen Ernste aber gegen

das Unsittliche in jeder Gestalt verträgt sich wohl die Schonung, die Milde, welche die Humanität, vorschreibt: zumal gegen die Verführten, oder solche, die das Unglück, irgend eine widrige Umgebung in moralischer Hinsicht, die Armuth, eine schlechte Erziehung u. s. w. verleitete.

Und was sagen die Folgen *), was lehren andre Rücksichten über die entgegengesetzte Maxime?

1)

---

*) Noch ein merkwürdiges Datum aus den „vertrauten Briefen über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.": „Seit der Regierung Friedrichs „theilte sich dem Berliner Publikum etwas mit, was „die Folge seiner Denkart und Handlungsweise war. Unter seinem Vorfahren, Friedrich „Wilhelm I. bestrebte sich Alles der Frugalität, „der Häuslichkeit und bürgerlicher Sitten. Wenn er auf der Straße erschien, und sah Jemand müßig stehen, so sagte er ihm wohl eine Sottise. „Er war religiös, und die erste Klasse in „Berlin versäumte keinen Gottesdienst. „Friedrich liebte die Wissenschaft, die Kunst und die „Denkfreyheit; er verachtete alle Bigotterie" — Mit Recht! Aber kannte, unterschied er gehörig die ächte Religiösität? Erkannte, würdigte er den göttlichen Funken selbst in der minder scheinbaren Hülle, selbst in einer gewissen Kruste des verjährten Vorurtheils ꝛc.? — „und bekümmerte sich um den Glauben seines Volkes nicht. Er war witzig, liebte die Freuden der Tafel, und über die Moralität seiner „Unterthanen zu wachen glaubte er sich „nicht

1) Was sie auch in jenen geheimen Häusern rc. veranstaltete: es könnte keine wahre, eigentliche Sicherheit gegen die Lustseuche, für die (physische) „Gesundheit" des Bürgers, gewähren. Sagt

„nicht berufen. Auf seinen Befehl (!) ließ man „in Berlin Bordelle anlegen, weil es eine „nothwendige Polizeymaßregel schien. Er ließ Berlin „auf alle Weise verschönern, begünstigte die Industrie „und den Luxus, und erhielt die Bedürfnisse erster „Nothwendigkeit immer in einem wohlfeilen Preise. — „Der Charakter der Berliner nahm hiernach seine Richtung. Sie widmeten sich der Litteratur und der Kunst; „sie übten sich, um stets witzig zu seyn (selbst der Pöbel); sie bestrebten sich elegant zu wohnen: das Moderne war in ihren Augen immer das Schöne; dieß in „ihrer Lebensweise zu erreichen, war ihr höchstes Ziel. „Die Freygeisterey, Gespött über Religion, lüderliches Leben und der üppigste „höchste physische Genuß waren Zweck ihres Daseyns." S. 280. Der Verf. macht noch schöne Ausnahmen (obwohl eben nicht von der ästhetischen Seite). Aber welches Licht werfen solche Data, solche Erfolge auf den Werth dieses Regenten? Gleichwohl wird auch der strengere Richter, ist er sonst billig — oder nicht moralistisch beschränkt — und Kenner des Ganzen, so vieles Schätzbare an dem Ausgezeichneten nicht übersehen. Selbst jener widrige Eindruck soll uns nicht hindern, zu bemerken, daß und wie dieser „Einzige" — wiewohl nicht: Große - in der Hand einer höhern Macht Werkzeug zu vielem Bessern war. Freylich bey einem Blick in die Wirklichkeit zeigt sich dann um so mehr das Bedürfniß des wahrhaft Bessern.

Sagt nicht schon die Lebensweise, welche da gilt, dieß offenbar? Und

2) wie **unwürdig des Staats**, der Regierung, wäre eine solche „**Visitation, Inspektion**" u. dgl.! Denn was auch ein Untergeordneter da im Namen der Medicinal-Anstalt vornähme: es fiele auf die Regierung zurück, es geschähe in ihrem Namen. Und welcher Reiz daher für einen Spötter, welcher Stoff selbst für einen Hogarth oder Girlerey!! — So ergiebt sich nothwendig Lächerliches, wenn der bloße Begriff, die bloße Klugheit im Menschenreiche, obwohl ernsthaft in ihrer Weise, schalten will. Es wirkt da, im dunkeln Gefühle, der Kontrast mit der Idee, mit einem höhern Gesetze. Und freylich, auf der andern Seite erscheint (im gesetzten Falle) zugleich Trauriges dem Freunde der Menschheit und eben darum jeder höhern Anstalt.

3) Eine solche Duldung ist **Schutz**: leicht zeiget sich darin eine **Begünstigung**; und sie schaft **Gelegenheit**. Wie mancher leichtsinnige oder neugierige, selbst nach Erfahrung (in jeder Art, mithin auch in dieser) strebende Jüngling mag da verführt und verdorben werden, wie mancher, der ohne diese Gelegenheit nimmer so gesunken wäre! Und wie viel vermag hier das Beyspiel, wie viel besonders das mißleitete Schamgefühl! —

4) Aus einem Gesetze der Menschheit folgt, daß, wenn ein Böses nicht aufgehoben (d. h. immer mehr beschränkt, und folglich vermindert) wird, dasselbe stets fortgehen, wachsen müsse. Der besagte Status quo ist also schlechthin unmöglich. Das „Gift" müßte, bey einer solchen Anstalt, sich immer weiter — moralisch und physisch fressend — ausbreiten. Ein günstiger, erkünstelter Schein für die Gegenwart könnte nur da und dort das Unheil zudecken.

5) Erlaubt wäre diese Anstalt, könnte je die Menschheit nur von der physischen Seite betrachtet werden. Dann könnten wir vom bloßen Uebel sprechen, und auf die physische oder körperliche Gesundheit eine solche Rücksicht nehmen. Aber dann müßte es auch nicht übel klingen, wenn Jemand ganz im Tone des Ernstes die Frage aufwürfe:

wie ist das Bordellwesen in großen Städten zu organisiren?

Und es könnte nicht auffallen, wenn Jemand eine Schrift herausgäbe unter dem Titel:

Ueber die Organisirung des Bordellwesens in großen Städten.

Konsequent ist eine solche Einrichtung nur in dem Systeme des Naturalismus oder Materialis-

mus,

mus, so= und wofern man da überall kein wahrhaft Höheres setzt oder annimmt. Und freylich, schlechthin ein Uebel könnte und müßte jene Ausschweifung auch in dem „Identitätssysteme" genannt werden, welches Göttliches und Natürliches, Moralisches und Physisches rc. rc. amalgamirt. Denn betrachtet man dieses System genau, so verschwindet auch daraus alles Höhere. Nicht identisch oder absolut Eins ist nach unserer Ansicht das Natürliche mit dem Göttlichen; sondern jenes erscheint mit diesem nur insofern vereint, als es ihm untergeordnet ist. Indem der Identitätslehrer diese Ansicht verwirft, entflieht ihm die Idee; und er setzt dann — erst überfliegend und nun herabsinkend, d. h. als Idealistiker — auch überall nur Physisches, Materielles. Da hat denn auch nur Klugheit, aber ja keine moralische, Statt. Wie gesagt, wenn man das System scharf oder in seiner Konsequenz, in seinem eigenthümlichen Wesen oder „Geiste" auffaßt! Auch ist bekanntlich, so oft dieser spricht, der Buchstabe selbst sehr bedeutend und bezeichnend. — Aus dem Gesichtspunkte dieser Idealistik ließe jene Einrichtung sich treflich vertheidigen: d. h. auf eine glänzende Weise, sofern der ästhetische Schein mit dem logischen sich verbinden kann.

* * *

Der Zeitgenius der Wissenschaft hat in der idealistischen Form zwey merkwürdige Seiten geäußert.

I.

1. Auf einer Seite verwandt mit der Mystik begünstigte er, als Idealistik da und dort, auffallend „den Mönchsgeist. Denn er sprach nicht etwa nur vom „Höhern, Ueberirdischen", sondern zugleich von „Entkörperung, Vernichtung der Affekte" u. dgl. Ausgezeichnet wie ein Held stand der „Heilige", d. i. ein Mensch, auf diesem Höhepunkt': ihm ward dieser Name geradezu beygelegt. Verschönert, wiederglänzend im Spiegel der Aesthetik, kam sogar das „Klosterleben" zurück. — Das Wahre an dieser Ansicht, zumal das Idealische, was da wirklich vorkam, also das Bild oder Produkt der Phantasie selbst (soweit sie idealisirte, nicht schwärmte) darf allerdings nicht verkannt werden. Dieß erhellt, wie ich hoffe, aus der obigen Erörterung, ging sie gleich nicht von demselben Standpunkte aus. Und gelästert, schlechthin verworfen könnte eine solche Darstellung nur von dem werden, welcher theoretisch oder gar praktisch an dem bloßen Begriff und folglich an Allem, was ihm entspricht, hinge: an dem Gemeinen, Begreiflichen, wie sehr es dann auch durch die äußere Form ausgeschmückt oder gesteigert sey.

2) Auf der andern Seite mit der Physik verbunden und dann sich ins Materielle versenkend, begünstigte die Idealistik besonders den Weltgeist. Nicht auffallender, nur — vordringend ist diese Erscheinung. „Verschmelzungen platonisirender und körperlicher Sinnlichkeit" nannte kürzlich eine beliebte Zeitschrift solche Darstellungen,

gen, sie — zwar mit einiger Schonung, aber doch wirklich — rügend. (Im Vorbeygehen: was ist wohl eine „platonirende Sinnlichkeit"? ɛc.) Zugestanden, daß bey dem Verf. einer solchen Schrift zuvörderst nur theoretische Künsteley obwalte: wie sollen wir aber die Sache nennen, wenn wir sie scharf, ungehiudert durch die tönenden Worte („das Unendliche, das Ewige" ɛc.) anblicken? Und sey auch, in praktischer Hinsicht, eine Darstellung oder ein Gemälde dieser Art bey ihm zunächst ohne nachtheilige Wirkung: so ist doch, wissen wir, ohne allen Einfluß überall kein Irrthum; und

wie kann, wie muß so Etwas auf Andere wirken, wo (wie daselbst gesagt ward) der Same des Mysticismus in der Sinnlichkeit wurzelt?

— Willkommen selbst dem Wollüstlinge! Denn jenes Religiöse läßt er wie eine „Redensart" fahren: aber das Uebrige, und was da vordringet, behagt ihm.

Naiv klang, was ein biederer Mann sprach, als er gelesen hatte, was der gedachte Verfasser einem in jeder Hinsicht schönen, weiblichen Wesen in den Mund legte: hätte mir mein Weib so etwas gesagt, — geh'„ hätte ich ihr geantwortet, gehe, mit dir will ich nichts zu schaffen haben, du bist eine Hure!" So fällt dort die theoretische Künsteley auf; sie ist unnatürlich (der höhern Natur des Menschen und insbesondre

des

des Weibes widersprechend), eine solche Darstellung: sie erscheint also selbst unter dem Gesichtspunkte der Kunst verwerflich, was man auch in einem besondern Falle als Modifikation hinzudenken mag, ohne jedoch die Basis, den reinen oder würdigen Charakter, aufzuheben. — Man verbinde damit, was schon vorhin über diese Ansicht in moralischer und religiöser Hinsicht bemerkt worden ist! —

Gewiß, käme diese Theorie irgendwo zur Anwendung: das martielle Princip müßte auch praktisch vorwalten. Ja, was da in der treuen, konsequenten Anwendung wirkte, wäre eigentlich nur dieses Princip. Es entstände die gemeine, bekannte Raffinerie, gerade wie sie den sogenannten „feinen, gebildeten und — glänzenden Wollüstling" auszeichnet. Also der Verstand im Dienste der herrschenden Sinnlichkeit! Was hinzukäme, wäre nur die ästhetisch-religiöse Maske (nimmer soll dazu Plato's Name mißbraucht werden!). ; und wie lange würde diese selbst in der Wirklichkeit aushalten? Wie lange würde man da selbst von jenen — großen — Namen noch einige Notiz nehmen? Nein, würde auch nur eines dieser Worte einmal und ernstlich, also mit „heiligem Ernste" ausgesprochen: eine höhere Stimme wäre schon erwacht, ein edlerer Trieb schon entstanden; und dem Ganzen wäre eine schönere Richtung gegeben. Noch mehr: sobald Jemand, gestimmt oder vorbereitet durch eine solche Theorie, das heilige Wort so ausspräche, daß selbiges für ihn kein leerer Schall wäre; so würde, in demselben Momente, die göttliche Stimme

in seinem Innersten erwachen oder kräftiger sprechen: und, wenn er nunmehr dem Höhern wahrhaft oder inniger huldigte; so wäre mit der Achtung schon ein anderes Gefühl, eine ganz andere Stimmung in Bezug auf alles Weitere eingetreten.

Wo also die idealistische Theorie in Ansehung der Liebe rc. geltend würde, da könnte sich überall keine schöne Blüthe entfalten, keine Frucht der (eigentlichen) Menschheit dem göttlichen Keime entwickeln. Wirklich, in der That, würde da jede Frucht dieser Art „schon im Keime erstickt": unter dem versengenden Einflusse der „Sinnlichkeit", wie solche als „Raffinerie" wirkt und erscheint, also der Unsittlichkeit und hiermit einer wilden Natur. — Man prüfe, man beherzige hier vornehmlich das Obige: ob denn nicht das, was man niedere, physische Natur (oder Natur schlechthin) nennet, nur durch das Medium der Freyheit, wenn und wiefern sie dem Göttlichen huldigt, im Menschenkreise schön heissen, oder so erscheinen könne, wofern und wann immer die idealische Denkweise, zufolge ihrer Gültigkeit in diesem Kreise, angewandt wird? —

Besonders müßte, wo diese idealistische Theorie gälte oder einträte, die Blume der Scham, der Schamhaftigkeit, des (wahrhaft) schönen Erröthens — in dem zartern Alter zumal und bey dem zartern Geschlechte, insbesondre der liebenden Jungfrau und selbst der würdigen, eigentlichen Gattin — überall verdorren, verschwinden. Wahrlich, da fielen

die

die Blüthen der Menschheit. Denn Eins greift auch hierbey in das Andre. Als Gegensatz (ja wohl!) mit dieser Idealistik *) soll hier eine Stelle aus den frühern Schriften eines Mannes angeführt werden, dem es bekanntlich an Phantasie nicht gebrach, der aber

*) Oder Phantastik? — Freylich auch die Sophistik gehört insofern zum Wesen der Idealistik, als hierin der Verstand (das Intellektuelle) mit der Phantasie, und zwar der logische Schein mit dem ästhetischen sich verbindet. Nur ist dabey (hier) abgesehen von dem tiefern Grunde, wodurch das Wesen der „Sophistik", nach der bekannten Abänderung des Wortsinnes, zuvörderst bestimmt wird. Diese Bestimmung ergiebt sich nach der idealischen Denkweise, wie solche die ganze Sphäre eines menschlichen Seyns (welche nicht auf die Gegenwart beschränkt ist) umfasset, und dann die „schöne Inkonsequenz" nimmer zuläßt oder als möglich setzt. Der „Sophist", so betrachtet, ist in keiner Hinsicht ein Weiser: selbst ein Kluger kann er allein nach der zeitlichen Ansicht, sofern diese für den Augenblick gilt, genannt werden. Allerdings ist der Weise auch ein Kluger: nur kein bloß Kluger. Nothwendig setzt „Weisheit" die würdige Stimmung des Geistes, wie man diese ferner auch nenne, voraus, so daß sie eben dieselbe als wesentlichen Bestandtheil zugleich einschließt. — Wie manches Dunkel, wie manche Unbestimmtheit waltet und schwebt noch über Worten, Begriffen, die sonst in der Sprache, und zwar im Felde der Wissenschaft sowohl als des Lebens, so oft vorkommen! Doch dringet, däucht mir, die reinere Bedeutung da und dort allmählig vor: und kein neueres Blendwerk der Zeit soll uns diesen Gewinn entreißen! —

aber damit auf eine hervorstechende Art, die himmlische Tendenz vereinte. Herder leitet in der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" *) die Scham ꝛc. vom Göttlichen und Thierischen im Menschen,

*) Vom J. 1776 (!), unter den sämmtlichen Werken B. 6. — nach der bekannten Abtheilung derselben.

Auszeichnend ist, meines Erachtens, der idealische, wahrhaft himmlische Schwung dieses Schriftstellers, wenn gleich die schöne Tendenz da und dort, wo der polemische Geist ihn ergriffen hatte, nicht erscheinen konnte. — Wohl ist auch die Polemik nicht schlechthin verwerflich. — Und wenn gleich der Freund wissenschaftlicher Bestimmtheit u. w. Manches vermissen dürfte: so wird der Billige doch zugleich nicht übersehen, wie einen Herder der gesunde Verstand, nicht ohne wissenschaftliche Bildung, und so auch der richtige Begriff leiten konnte. Unstreitig kommt übrigens hier auch die Naturkraft als Anlage in Betrachtung. Aber wie verhält sich die Tiefe des Gefühls, das eben mit der idealischen Stimmung des Geistes innerlich verknüpft ist, zur wissenschaftlichen Tiefe? — Von der Gelehrsamkeit, von den ausgebreiteten Kenntnissen dieses „Unsterblichen" hier kein Wort weiter, so schätzbar sie, zumal in solcher Verbindung, sind!

Bekannt war mir diese Herdersche Schrift lange: aber zur Lektüre derselben kam ich, nach so vielem von ihm, erst kürzlich; und jene Stelle fiel mir gerade auf, als ich das Vorhergehende geschrieben hatte. Natürlich war sie mir auch darum willkommen. Und wie wohl thut eine solche Erfahrung, ein solcher Rückblick auf die frühere Zeit, bey manchen Erscheinungen des Tages!

schen, obwohl nach seiner Art, ab, und fährt dann (B. 2, S. 132) also fort: „Scham ist das treue Gewand der Liebe, und selbst feinere, der Vernunft nahe Thiere nähern sich ihr. Das zartere Geschlecht ist also auch das schamhaftere: mit der Scham hätte es Tugend, Reiz und Alles verloren. — Jede Entwickelung der menschlichen Lebensalter zeugte also von tiefer Wahrheit in dieser Geschichte". (Der bekannten im Paradiese.) „Dieselbe Umwälzung, die uns mit Scham kleidet, verändert unsere Stimme, und giebt uns natürliche Feigenblätter, die Decke der Zeit. Die große Mutter macht den Busen ihrer Tochter blühend, und ihre Wangen erröthen dem Jünglinge, zu dem sie ein geheimes Band leitet. — Der Zusammenhang dieser Triebe in Körper und Seele ist uns ein Räthsel, er ist aber gewiß. Wunder der Natur, du Engel am Paradiese mit dem Flammenschwerdte, heilige Scham! Der Ruchlose läugnet dich, der Spötter verachtet dich, der Fühllose kennt dich nicht; denen allen bist du, wie jener Cherub, ein Märchen. Dem guten Kinde aber, dem fühlbaren (fühlenden) Geschöpf, der aufgeopferten Unschuld, ihr bist du Gottes Kleinod und Bote, Flamme seiner Gegenwart im Busen, die Hand des Vaters, die uns mit dem Finger der Liebe die Wangen berührt: „Kind, du bist verloren!" Können Engel mitleidige Freudenthränen vergießen; so ists, wenn sie Verirrte und Liebende in diesem Hochzeitgewande sehen. Nicht mehr das Liliengewand der Schwesterliebe: aber Kleid der erröthenden Rose!" — Sey es, daß auch hieran die Endlichkeit des Menschen sich

äußere, so erscheint doch zugleich ein Göttliches, der Adel seiner Natur. Aufheben, vertilgen diesen Charakter der Liebe kann (abgesehen hier von dem Getriebe des konsequenten Naturalismus!) nur derjenige, welcher die Absolutheit schlechthin oder als solche dem Menschen zuspricht. Aber so erhellt ja aus dem Resultate selbst, daß und wie diese zwey Endpunkte, die Idealistik und die (bloße) Empirie, zusammenlaufen.

Und als Seitenstück zu dieser Herderschen Stelle noch Folgendes aus einem klassischen Werke *): „O Liebe, Liebe, rief ich gen Himmel blickend, du in der Sprache der Engel erhabenstes Wort — in dem Sternenkranze des Ewigen mildester Strahl — herrlichstes aller Gefühle, nur dem Menschengewürme unbegreiflich, das über den ächten Sinn deines Namens weg — zu Sprachverwirrern hinkriecht, die ihn mit Schlangenzungen mißdeuten. Ach! kein Pulsschlag verklingt in dem Reiche der Natur, der nicht Millionen Verlästerer deiner Gottheit erweckte. Als Sinnbild von dir setzen sie das raubbegierigste Ungeheuer auf deinen Altar — wähnen bey der Enthüllung ihres befleckten Götzen deinen heiligen Schleyer zu heben, und schmücken die Opfer, die sie ihm würgen, mit dem Afterscheine deines unsterblichen Kranzes!

*) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786. (Von Hrn. v. Thümmel!) Th. 9, S. 122. Der Kenner von Garve's Briefen ꝛc. mag bey dieser Stelle an die feine Erinnerung, an den schönen Wunsch des Weisen und des Freundes zurückdenken. —

zes! O ihr Betrüger eurer selbst, ihr lieblosen Verfolger der weiblichen Würde! Haben sich wohl je eure Irrgänge dem stillen Pfade genähert, auf welchem die Liebe einherwandelt? Unschuld tritt ihr voran, reulose Freuden folgen ihr, und ihr Ausgang verläuft sich in die seligste Ewigkeit."

Anhang.

I.

Der ehrwürdige Pestalozzi *) sucht einen Centralpunkt für alle höhern Bestrebungen des Menschen: „Das Heilige, das Gute, das Bildende, das den Men„schen zur harmonischen Vollendung" (Ausbildung?) „Führende, geht von einem allgemeinen Mittelpunkt aus, „und dieser ordnet, leitet und beschränkt das„selbe nach einem höhern Sinne des innern Heiligthums unserer Natur"; und er findet diesen Punkt — in der „Liebe", die „das Wesen des „höhern Sinnes der Menschennatur allein ausspricht, „und der Mittelpunkt ist, von dem alles übrige „Fühlen geordnet, geleitet, belebt und be„schränkt werden muß."

Dage-

*) „H. Pestalozzi's Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise". I Band I Heft. 1807. (Leipzig bey Gräff.)

Dagegen bemerkt der Recensent dieser Schrift in der Jenaisch. Allg. Lit. Zeit. J. 1807, No. 108: „Der „Psycholog *) möchte manche Schwierigkeit machen, die „Grundform des Fühlens in der Liebe zu suchen; auch „möchte sich kaum die Analyse dieses Vermögens bey „diesem Gefühle schließen **). Man wird es noch nicht „als reine Elementarregung anerkennen wollen, indem „sich noch manche Glieder bis zur einfachsten Naturregung ***) finden". — „Der Schluß, daß nur älterliche Verhält-

*) In dem ältern, beschränkten Sinne des Worts, oder in dem tiefern, welchem zufolge jede psychologische Erörterung die philosophische Grundansicht voraussetzt?

**) Wohl! Aber sollte man dieses Gefühl auf — bloß — physische Elemente zurückführen, oder in solche auflösen können?

***) Und die Freyheit käme hier, bey dem Menschen oder in Absicht eines solchen Gegenstands, in keine Betrachtung?? — Man vergleiche, was oben von dem Zusammenhange der Liebe mit der Achtung, von dieser als Grundgefühl', und von dessen Wurzel in der Freyheit gesagt worden ist. Die schärfere Prüfung dieser Ansicht scheint nm so interessanter, da kürzlich, in seinen drey neuen Schriften, auch Fichte von der „Liebe" sehr viel gesprochen hat, ohne jedoch seinen Begriff davon irgendwo anzugeben, oder die Sache näher (als etwa „Affekt des Seyns") zu bestimmen, und besonders ohne das Verhältniß der Liebe zur Achtung je zu berühren. Daher, so manches Trefliche, so vieles Wahre und kräftig Gesagte auch da mich erfreute, konnte ich doch hierbey eine unfreundliche Härte oder Willkühr und

„Verhältnisse eine vollkommene Ausbildung gewähren „können, ist zwar konsequent der Prämisse, aber steht „und fällt auch mit derselben. Die Liebe zieht sich „ihren engen Kreis: ohne diesen ist sie nicht Lie„be; sie erweitert sich nicht; sie ist da am höchsten, wo „sie an Gefühle streift, die Ingredienzien des Hasses geben, an Eifersucht, Neid, Mißgunst u. s. f. *). Sie ist von „hohem Werth, sie kann viel zur Heiligung

---

und ein gewisses Dunkel, das auch über diesen Begriff hinschwebte, nicht verkennen; und, ich gestehe es, eben diese Erscheinung wurde hier und dort nicht ohne ein Gefühl des Schmerzes und — des Unwillens, aber wahrlich zugleich aus Achtung gegen den Verf., bemerkt.

*) Wie, dieß wäre noch — „Liebe"? Diese Empfindung, diese Aeußerung könnte so schlechthin mit dem schönen Worte bezeichnet und folglich — ausgezeichnet werden? Nein! Und sofern wir sonst in den Worten des Recens. etwas Gültiges wahrnehmen, sehen wir (bey einem Rückblicke auf die gegebene Erläuterung) zugleich, daß auch er das Wesen und damit die reine, umfassende Bedeutung des Wortes „Liebe", über einer Modifikation in dieser Erscheinungswelt nicht erkannte, oder — aus dem Gesichte verlor. Noch besser gefällt mir da die Vorstellung jener Freunde des Christenthums, welche die Liebe über die Achtung, wie ihnen diese in einem Buchstaben des kantischen Kriticismus begegnet war, weit erhoben. Ihr Mißgriff bestand nur darin, daß sie die Liebe der Achtung entgegensetzten. Nur so konnte man sagen: Liebe ist etwas ganz Anders als Achtung, ist davon himmelweit verschieden, oder: himmelweit darüber erhaben! —

gung (!) beytragen; aber sie ist menschlich" — also nicht „göttlich", wie schön auch dieses Wort, dieß Prädikat sonst, nach der idealischen Ansicht klingen mochte? ! — „und sie will nichts anders seyn als mensch„lich *). Ins Unendliche „kann sie nicht gehen **), weil sie

---

*) Da ist, wie man sieht, der Sinn dieses Worts zweydeutig oder dunkel, nicht bestimmt und klar, wie im naturalistischen Systeme als solchem: thierisch! Aber indem der Rec. das Besondere, worin sonst die egoistische Tendenz waltet, hervorh bt, erinnert er an diese Bestimmung. Nach dem Vorbergehenden ist überall kein Menschliches schlechthin ohne das Göttliche, so wie nämlich der Begriff — gebaut auf die Idee, oder solche voraussetzend — „den Menschen" dem „Thiere" entgegensetzt; und nur indem man, die Idee besonders hervorhebend, den „Menschen" mit „Gott" vergleicht, ergiebt sich zugleich nach der zeitlichen Denkweise eine andre Vorstellung des Menschlichen. Heißt jenes das Reinmenschliche; so mag dieses das Gemeinmenschliche genannt werden. Und setzet man dann nur das Menschliche; so ergiebt sich die nähere Bestimmung jedem Denkenden oder Gebildetern leicht aus dtm Zusammenhange: indem eben hier jener Gegensatz oder jene Vergleichung auffällt. Auf gleiche Art entsteht die gemischte Bedeutung, der zufolge man noch, wiewohl der Idee unbeschadet, das „Menschliche" von dem „Göttlicheu" unterscheidet. — Uebrigens hatte Fichte eine ganz andere Vorstellung von der Liebe: den Philosophen hatte schon jenes Johanneische „Gott ist die Liebe" angesprochen. Und man erinnere sich, wie Jean Paul (oben) die „Liebe" als Charakter des Christenthums auszeichnet!

**) Sollte man nicht denken: gerade die Liebe gehe

„sie individualisirt seyn will; vom Unendlichen unmit-
„telbar ist sie nicht ausgegangen, weil (?) sie sich erst
in

---

he so recht auf das Unendliche? Die Liebe im unterscheidenden Gegensatze mit der Selbstsucht! — Nicht: „Selbstliebe"; und nicht einmal: „Eigenliebe"! Denn auch dazu ist die „Liebe" zu schön: also ein Mißbrauch des Wortes, nach der idealischen Bestimmung und dann selbst nach einem Gesetze der Logik, indem sie Gleichförmigkeit fodert. Und diese Zusammensetzung („Eigenliebe"), der Gebrauch dieses Worts, soll allmählig aufhören: die Wissenschaft und hiermit jeder Gebildete soll ihm begegnen, mag er gleich in der gemeinen Lebenssprache sehr langsam und wohl lange nicht ganz verschwinden. Die „Selbstliebe" aber kann nur als Seitenstück zur „Nächstenliebe", und sofern der „Selbsterhaltungstrieb" (an sich unschuldig) neben dem sympathetischen Triebe erscheint, bestehen. Ja, ist der erstere geordnet, so stammt die Selstliebe mit der Nächstenliebe aus Einer Wurzel. Achtung für die Menschheit liegt jeder zum Grunde. Aber die Menschbeit erscheint uns, nach der idealischen Ansicht, nimmer von der Gottheit getrennt. Also darauf gehet in der Linie des reinen und dann weitern Lebens, zuvörderst die Achtung. Und auch in Bezug auf Gott gebietet sie der Neigung als solcher. Wohl ein „Affekt des Seyns"! So tritt denn auch die „Liebe zu Gott" wahrhaft ein, mit welcher besondern Eigenschaft sie dann auch erscheine. Ja die Liebe zu oder gegen Gott ist eben darum die erste, allbestimmende: nämlich im Gemüthe des Menschen, in der Linie des Lebens, und sofern denn auch, der Idee zufolge, bey einer unglücklichen Verstimmung des Denkgeistes nicht das
Wort

„in Verhältnissen ausbilden kann, und Wechselwirkung „fodert. Sie kann also das Höchste nicht umfassen „und herbeyführen. Sie will selbst herbeygeführt seyn, „durch eine Uranregung, die unseres Bedünkens auf kei„ne bestimmte Aeußerung des Gemüths reducirt werden „kann" *).

Dersel-

Wort („Gott" ꝛc.) zuerst entscheidet. So besteht, so gilt jener Ausspruch einer heiligen Urkunde für jeden Würdigen. Aber diese Ansicht der Liebe ꝛc. hebt, genau betrachtet, nichts von dem auf, was eben für die Wissenschaft und hiermit den Begriff — sobald die Fra e entsteht: was ist Gott? — behauptet ward. Nur der „enge Kreis" und das „Individuelle", was und wie es unserm Rec. erscheint, kann mit jener Ansicht der Liebe nicht bestehen. Das Besondere tritt, wo diese herrscht, selbst unter die Form des Allgemeinen: die Gattenliebe, Vaterliebe, Kindesliebe, Bruderliebe, Schwesterliebe u. s. w. — hebt die Liebe nicht auf. Also nur darauf ist zu sehen, ob letztere wirklich da sey, ob nicht vielmehr in dem sogenannten „Familienkreise" oder statt der Vaterliebe ꝛc, wenn auch unter den schönen Namen, nur ein gesteigerter und erweiterter Egoism. walte.

*) Und diese „Uranregung" wäre schlechterdings nicht die Achtung? Sie wäre schlechthin nicht durch Freyheit entstanden oder vermittelt, so wie diese nicht in dem Absoluten als Ideale und dann „Eins mit der Nothwendigkeit", sondern im endlichen Geiste als solchem erscheint? Man frage, was denn wol die Liebe, wenn man nicht von der Freyheit ausgeht, in der Darstellung dieses Kritikers sey? Offenbar,

beucht

Derselbe Rec. bemerkt gegen Pestalozzi: „Auch die „Uebertragung der kindlichen Gesinnungen auf Gott macht „noch nicht die Quelle der Religion aus. Diese liegt „tiefer in uns *), und wartete weder bey ihrer allge„meinen Erscheinung in der Menschheit (?) noch bey „ihrem speciellen Aufkeimen im Individuum, die späte „Verrherrlichung der Liebe ab **). Der Mensch will „vorerst gebändigt (!) seyn, ehe er dem leisern Zulispeln „veredelter Empfindungen Gehör geben mag. Rohe „Kraft respektirt er am früheſten. Wenn nicht die „Ueberzeugung da ist, daß der Donnerer da oben mehr „vermag, als der ganze Menschentroß: so geht ihm „höchstens der Einzelne aus dem Wege, ohne eine Ver„pflichtung anzuerkennen. Eine versammelte Giganten„schaar versucht es noch, mit dem Alleingefürchteten sich

„zu

deucht mir, die bloße Neigung, mithin ein bloß Physisches. Nur die Aesthetik könnte solches mit einigem Glanze oder Schimmer noch umgeben, und ihm so einen „hohen Werth" zusprechen. Wer aber im Ernste so sprach, dem schwebte schon der tiefere Grund vor.

*) Wo? Liegt nicht ihr Grund in der höhern Anlage des Menschen? Und wie sollen wir diese nennen, sobald wir das Absolute, wie es dem endlichen Geiste zukommt, dem Bedingten entgegensetzen? —

**) Richtig, wie solche hinzukommt, wie die Achtung sich zur Liebe gestaltet! Aber geht dann nicht diese aus derselben Anlage, aus dem „Göttlichen in uns", hervor?

„zu messen; und indem sie murrend die Rechte des „Stärkern respektiren muß, lernt sie die Rechte des „Schwächern kennen und gebrauchen. Erst dem Schwa„chen ist der Herr mächtig; und das Gewahrwerden ei„ner innern Unbehülflichkeit bey dem unerweichlichen „Andrängen äußerer Gewalt möchte vielleicht die erste „Heiligung (?) des Gemüths seyn, zu deren Entfaltung „es weniger zusammengesetzter menschlicher Verhältnisse „bedarf." Welches Bild, welche Vorstellung der Religion! Allerdings

a) muß erst auf dem Naturwege, d. h. auf dem Wege der Erziehung, sofern sie allein unter der Leitung der Providenz stehet, die rohe Kraft gebrochen werden. So ist die Erziehung vorbereitend. Die Religion selbst kann nur als Produkt der Freyheit, der Selbstthätigkeit eintreten. Sie tritt ein, indem der endliche Geist dem Einen, wie man Ihn auch nennen mag, huldigt. Es ist doch der Heilige, der einem reinen und dann schönen Gemüthe vorschwebt. Also nimmer kann, was irgend ein mächtiger Eindruck der Sinnlichkeit abdringt, Religion genannt werden. Der gewaltigste Eindruck oder Andrang dieser Art kann bloß vorbereiten. Und

b) die Erziehung, welche zugleich Sache des Menschen ist, bereitet noch mehr vor, zumal im Familienkreise, indem sie den sympathetischen Trieb, welcher da, gelenkt auf die Eltern, in verstärktem Maße erscheint, im Gegensatze mit der

egoi=

egoistischen Tendenz entwickelt, übt und zur Bildung für das Höhere benutzt. Denn so entgegengesetzt erhält jener Trieb die ästhetische Form. Dadurch kann der Erzieher zum Religiösen wie zum Sittlichen erheben. Und insoweit sind die kindlichen Regungen, Empfindungen u. dgl. Quelle der Religion. Aber wo die Liebe selbst eintrat, da ist nun die Sache: und der Erzieher kann diese dann zunächst für die Reflexion oder das reflexe Bewußtseyn im Fortgange, d. i. in Bezug auf das Leben und die Wissenschaft, befördern.

Hingegen der Philosoph, als solcher, geht schon vom Ideellen aus; und es besteht daher neben dem pädagogischen Reflexionspunkte das Vorige: die Behauptung in Absicht des Göttlichen

nach der Idee für das Leben

und zugleich

nach dem Begriffe für die Wissenschaft.

2.

In derselben Lit. Zeit. J. 1807, No. 132, findet sich eine trefliche Recension der Schleyermacherschen Schrift: „Ueber Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. 2te Ausg." Ohne irgend eine rühmliche oder auszeichnenswerthe

Seite

Seite an diesem Buche zu übersehen, macht der Rec. mehrere treffende Erinnerungen gegen die Ansicht des (gelehrten und phantasiereichen) Verf., über den Gegenstand, welcher da vornehmlich zur Sprache kommt. Und da derselbe mit dem Obigen so nahe verwandt oder verbunden ist, so mag auch Einiges aus dieser Rec. dem Leser hier angenehm seyn. Folgt aber noch Etwas, das eben damit einen — Kontrast, eine mächtige Dissonanz bildet: muß uns dann eine solche Erscheinung, in diesem Felde der menschlichen Kultur, nicht denkwürdig seyn?

„Tief im Gemüthe schauen wir das Urbild des Le„bens, und sehen es wiederstrahlen durch das verhüllte „Antlitz der Natur, und staunen und lieben und beten „an: und das ist Religion; nicht jener chemische „Identitätsproceß, wo wir uns mit der Na„tur in einen Schmelztiegel zusammenwer„fen zu einer chaotischen Masse, und unser „Leben aufgeben, und das der Natur und „Gott dazu." — Bekanntlich ist Hr. Schleyermacher Mitstifter jener neuen Idealistik. Aber keines seiner anderweitigen Verdienste sey auch da verkannt! — „Einen ähnlichen Proceß weist der Verf. der Religion „an, in der Betrachtung und Ansicht der Menschheit. „Die Menschen sind ihm Figuren *) auf dem gro-

ßen

*) Also freylich nicht „Personen" oder „Selbstzwecke" nach Kant! Besteht nicht ein besonderes, ausgezeichnetes Verdienst des ehrw. Stifters der kritischen Schule darin, daß er diesen Begriff von der Menschheit

und

„ßen Gemählde der Menschheit, — der Genius der „Menschheit der Mahler; viele sind nur Pinselstri= „che (!), flüchtige Versuche des originellen „Meisters *), ganze Massen von Menschen nur Grun= „dirungen des Ganzen. — Verträgt sich eine solche An= „sicht mit dem uns einwohnenden erhabnen Gefühl un= „seres Daseyns, mit der Achtung vor jedem mensch= „lichen Leben, mit dem uns tief eingepflanz= „ten Glanben an unsre Selbstständigkeit „und Freyheit? Sind diese Gefühle und das ganze „Streben nach Vervollkommnung, und das Vertrauen „auf das Gelingen desselben, nur Träume? Kann die „Religion die Moral widerlegen, und ihre „Widersacherin seyn?" — Auch über das Chri= stenthum spricht unser Recens. ein treffendes Wort. Bekanntlich ist dasselbe zeither unter den „Philosophen" öfters zur Sprache gekommen. Hr. Schl. gab als das

und hiermit von jedem Einzelnen aufstellte oder beson= ders hervorhob? — Da fehlte wahrlich nicht die Idee, war sie gleich nur vorausgesetzt, oder nicht genannt, und wohl auch insoweit nicht ergründet. Ja, hatte K. gleich selbst noch eine beschränktere Ansicht von der Idee oder den Ideen; so bereitete er doch die tiefere und reinere Vorstellung hiervon dadurch vor, daß er die Idee von der sinnlichen Anschauung und dem Begrif= fe scharf unterschied, und sie darüber bestimmt, obwohl nach seiner Weise, erhob.

*) Ganz folgerecht nach der physischen Ansicht, indeß — der ästhetische Schein über das Objekt hinspielt! Und dahin führt das (bloß) Intellektuelle, heisse es auch „intellektuelle Anschauung."

„das Charakteristische desselben nur die eine Seite an: „die Ansicht von dem allgemeinen Entgegenstreben „des Endlichen gegen das Unendliche, und von den Veranstaltungen der Gottheit, diesem Verderben zu steuern" ꝛc. Sein Rec. aber hebt zugleich die andere Seite hervor: „die Föderung der christlichen Religiou „an die Menschen, diesem Verderben selbstthätig ein „Ende zu machen, die Foderung des Reichs Gottes, „— die Anstrebung der Heiligkeit in Sinn „und Thaten". (Und wie vertrüge sich mit der ersten Seite allein jener, von J. P. und Andern bemerkte, „Charakter der Liebe"?) Ueberdieß rühmt er an der christlichen Religion: „sie hat die Moral zuerst in der Welt eingeführt".

Um so mehr fällt die Darstellung auf, welche der Verf. (Recens.) dann, wo er positiv wird oder das Seinige setzt, von dem Verhältnisse der Moral zur Religion giebt. Ihm ist diese die „Totalität, woher die „Wissenschaft ihr Princip, das Moralische „sein Gesetz, der Künstler die Idee nimmt. — Allein in dieser Indifferenz, in ihrem wahren Wesen kann „die Religion so wenig erscheinen, als Gott erscheinen „kann. Tief im innersten Heiligthum des Gemüths *) „thront in ewiger Ruhe (!) die Einheit" ꝛc. Nur „im Besondern, im Individuellen" kann dieselbe sich darstellen;

---

*) Natürlich ist dieser Ausdruck, wie jener von Pestalozzi dem Weltlinge in jeder Gestalt nur eine „Floskel" über die man weggeht, wenn — man nicht darüber lacht!

len; und eine solche Besonderheit, koordinirt jeder andern, ist denn auch die „Moralität", ja sogar auch insoweit nur „Mythe" wie jede andere. — Man vergleiche hiermit das oben Gesagte! — „Da die Religion „das Ganze des Gemüths (!) ist in seiner Totalität und „Indifferenz: so kann in diesen ihren Erscheinungen im „Besondern auch jedes Besondere hervortreten. Wissenschaft, Moralität *), Kunst, alle Thätigkeiten des Gemüths werden ergriffen und in Dienst genommen". Kommt der Sittlichkeit nicht, wie der Religion, die absolute Dignität zu? Wohl, idealisch betrachtet, nimmt zunächst dann die Kunst an derselben Theil; und die Wissenschaft, sofern sie dem Verstande zugleich angehört, kann nur mittelbar daran Theil nehmen. So bewährt sich wiederum jene Einheit des Wahren, Guten und Schönen: aber in dem Guten erscheint uns das Moralische sowohl als das Religiöse, und umgekehrt. — „Ein Besonderes wird zur Totalität „zur Welt erhoben. Fühlt sich der Mensch auf das „Moralische hingetrieben (!); ist er von der Moral „befangen (?): so verschlingt sie ihm die Welt, und „wird ihm zur Welt — Moralreligion —; ergreift

*) „Denken und Handeln"? Also ganz nach der empirischen (Reflexions-) Weise des Wolffianismus! Fällt diese, sofern sie gültig ist, nicht in das Feld des Pädagogen und — des Predigers als solchen? — Dem Philosophen ergiebt sich zuvörderst die Frage: wie verhalten sich Wissenschaft und Sittlichkeit zu einander? Wann und wie entsteht die eine sowohl als die andere? Und wie wirken sie aufeinander? —

„greift ihn die Idee des Rechts, so wird ihm das „Recht zur Welt — **Staatsreligion** —; und so „ist wohl vielen das Gold zum Gott geworden — Al„chymie —". Naiv genug! Nach der idealischen und hiermit reinmoralischen Denkweise kann übrigens das Gold wohl zum Götzen, aber nie zum Gotte werden. Und was die zwey ersten Punkte betrifft, so ist

1) dort nicht Moralreligion; sondern „Mönchsmoral": das Getriebe des Mönchsgeistes in theoretischer oder praktischer Gestalt; und so ist

2) dort nicht Staatsreligion; sondern Staatssuperstition: die sogenannte (politisirte) Religion, dieses oder jenes Formular als — Staatsmaschine, als Kapzaum des (wahren oder sogenannten) Pöbels; mithin ein Werkzeug in der Hand des raffinirenden Weltgeistes. — Auch ist dort nicht die „Idee" des Rechts: es herrscht der bloße Begriff, soweit er im Aeußern, d. i. von seiner empirischen Seite den Gegenstand fassend, Statt haben kann.

Eine solche Darstellung der Religion mag auf einer Seite dem Mysticism und auf der andern selbst dem Materialism (Naturalismus) willkommen seyn. Der erstere findet wenigstens etwas von seiner Hülle; und der letztere erhält da ein neues und zwar intellektuell-ästhetisches Kleid, nachdem das ältere der Freydenkerey, Starkgeisterey ꝛc. verbraucht ist: und

gebie-

gebietet nicht schon das wechselnde Spiel der Mode ein neues?

Uebrigens ist diese Sprache in Absicht der „Religion" wohl dem gemeinen Historiker verzeihlich, welcher da von den „verschiedenen Religionen der Völker" und dann insbesondre von der „Religion der Kaffern" ꝛc. spricht: aber darf man es auch „dem Philosophen", auf seinem Gebiete, verzeihen?

Und was den Ausdruck „moralische Religion" oder, im Tone der Steigerung, „reinmoralische Religion" betrifft: so kann allerdings die Wissenschaft denselben nicht billigen, da eben die (ächte) Religion schon ihrer Natur nach moralisch ist. Die Logik selbst verwirft dann, gestützt auf die metaphysische Basis, diese Sprache: ein Pleonasmus! Nach der idealischen oder (wahrhaft) metaphysischen Denkweise kann nur gefragt werden: ist die Religion da oder nicht? Und erst in einem niedrigern Gebiete, und wie da zum Behufe des populären Vortrags die Reflexion hinzukommt, kann nach einem logischen Gesetze die Unterscheidung zwischen „wahrer und falscher Religion" Statt finden. Aber

I. auf dem Kulturwege, zur Vorbereitung und Einführung des Bessern, war der Ausdruck „moralische Religion" so gültig als brauchbar: gültig gegen das theoretische und praktische Pfaffenthum. Und in dieser Epoche, der Aufklärung, der Popularphilophie (im guten Sinne des Worts) u. s. w.

konnte die „moralische, die reinsittliche Religion" ꝛc. wirklich und wahrhaft schön klingen. Allein

II. der schöne Klang, wie die Brauchbarkeit dieses Ausdrucks, nahm ab, als der Weltgeist im Kreise des Lebens mit der „Rechtschaffenheit" sophistisch spielte, und der einseitige Kriticismus im Felde der Wissenschaft ein loses, theoretisches Spiel mit den Worten Sittlichkeit, Pflicht u. w. aufführte, so daß der Begriff die Idee, zumal da sie nur vorausgesetzt war, verdrängte, und dann freylich, wo er konsequent (hyperkritisch) eingriff, die ächte Moral wie die Religion aufhob.

Jedoch ist hierbey nicht zu übersehen, daß auf dem Kulturwege, wie er durch das Land des Lebens und der Wissenschaft läuft, so manche kantische Formel das Höhere, Wahre ꝛc. im Sinne des bessern Jünglings u. w. noch öfter kräftig stützte, indem es noch mit- oder nachklang. — Und was berechtigte dann die Idealistik (den Hyperidealismus) oder irgend eine „Dogmatik" zu der Reaktion, welche auf das andre Extrem sprang? Wer kann, wer darf das eine beschränken und aufheben durch das andre? Nimmer, in keine Sphäre des Seyns oder Wirkens, ist es dem Menschen erlaubt, in die Rechte (Regalien) der Gottheit zu greifen.

3.

Wer so manche neuere Erscheinung, besonders im Lande der Wissenschaft, näher betrachtete; dem konnte wohl der Gedanke sich aufdringen:

> es muß fürwahr nicht leicht seyn, die reine, idealische Bedeutung des „**Sittlichen**“ aufzufassen oder festzuhalten; es muß schwer seyn, den **moralischen Grundbegriff** zu verfolgen, zu entwickeln, ohne daß man auf einer Seite in die **Moralistik** (die mönchische Beschränkung ꝛc.) oder auf der andern in die **Idealistik** (das ästhetisch-intellektuelle und intellektuell-ästhetische Spiel, also die bloß physische Denkart) sich verliere.

Es ward irgendwo die Frage aufgeworfen: „Was ist das

Gottgefällige?

Welches ist hierüber die erste, entscheidende Bestimmung im Reiche der Menschheit“? Oder: „Wer gefällt Gott? Und vom Menschen in der Entwickelung, nicht bloß in der Anlage, sey die Rede!“ — Setzen wir, ward fortgefahren, Zwey:

> einen Großen, Starken, Wohlgewachsenen, Reichen ....

und

und

einen Kleinen, Schwachen, Verwachsenen, von der Natur und dem Glücke mehr oder weniger (wie man sagt) stiefmütterlich Ausgerüsteten;

so frage ich: welcher von Beyden gefällt Gott?

Jemand antwortete: „Soll zuvörderst der Fragepunkt nicht verrückt werden; versirt oder bleibt also die Frage wirklich im Reiche der Menschheit; geht sie nicht unvermerkt in jenes der bloßen Natur, in das Steinreich, Pflanzenreich ꝛc. über: so kann auf die Frage, wie sie da gestellt ist, noch gar keine Antwort gegeben werden. Denn die physische Beurtheilung, die Urtheilsart, welche für physische oder (bloße) Natur-Wesen gilt, kann da nicht angewandt werden: es ist von Menschen die Rede; und die idealische Denkweise, wie solche dann auf jeden Einzelnen geht, ist hier noch nicht anwendbar, da uns die Frage nicht sagt: welcher von Beyden ein Würdiger oder, nach derselben Denkweise, ein Mensch (in der That oder Wirklichkeit) sey. Werden aber Beyde in dieser Qualität vorausgesetzt; dann hat die Frage selbst nimmer Statt. Es würde der Fragepunkt wenigstens dahin verändert: welcher von Beyden der Gottheit mehr gefalle?

Gesetzt also, fuhr man weiter fort, der Schwache oder Schwächere von Seiten des Physischen, des Körpers

pers oder des (bloßen) Talents habe ein **reines Gemüth** und einen **edeln Charakter**; jener Starke oder Stärkere aber, in Ansehung dieser geistigen Kraft, wie der leiblichen Potenz, habe das nicht, was man im strengen Sinne des Worts „guten Willen" heißt, und es walte bey ihm vielmehr das **positive Gegentheil** des letztern ob. Oder umgekehrt — „Nun so versteht sich die Antwort von selbst, nach dem (wahrhaft) gesunden Verstande; und jede Spekulation, die nicht auf diese Basis sich gründet, ist sophistisch, nicht philosophisch. Die (wahre) Spekulation selbst vermag keine andere Antwort zu geben. Sie kann nur das Einfache „der Gute gefällt Gott" weiter entwickeln; und sie vermag es nur insofern zu beweisen, als sie die idealische Denkweise scharf, gegen die Blendwerke der Empirie und der Idealistik in jeder Gestalt, durchführen kann. Man weiß aber, wem ein solcher Beweis einleuchten wird, und wie insbesondere da, wo die Grundbedingung nicht fehlt, der philosophische Beweis in der Zeit siegen kann. —

Diese Antwort befriedigte einen Andern oder Dritten nicht. Derselbe erwiderte: „Diese Antwort faßt eine Seite richtig auf, die moralische; aber sie fasset nur diese, — ist also einseitig. Die ächte, philosophische Lösung ist allseitig. Daher kann und muß schon auf die erste Frage geantwortet werden: **Der Starke** ꝛc. **gefällt Gott**; und der zweyten gebührt die Antwort: **Beyde gefallen Gott**, der eine von der physischen, der andere von der moralischen Seite betrachtet. Wem, nach der Frage, der

mora=

moralische Werth (valor) gebricht; der hat den physischen, wie der mächtige Stein, die kräftige Pflanze, das muthige Pferd u. w.: er ist wie diese ein Werk des Schöpfers." Da ist, sehen wir, der Fragepunkt schon verrückt oder gar nicht gefaßt. Aber mächtig kann die logische Ansicht, wie solche im Physischen gilt, vermöge dieser Verstimmung oder dieses Mangels täuschen. Nun ergiebt sich eben, indem man das „Moralische" so nebenher gelten läßt, jener Schein der Umfassung, der Allseitigkeit. Und vermöge eines solchen Blicks auf die „Schöpfung" kann sich besonders der ästhetische Schein zu dem logischen, die Verschönerung zu dem Kunstgriffe der Dialektik, gesellen.

I. Da haben wir denn die Koordination des Moralischen und Physischen: durch dieses wie durch jenes gefällt man — dem Herrn (dem Heiligen?). Nun mögen auch die „intellektuellen Tugenden" (und warum nicht zugleich die artistischen, technischen u. w.) nach Aristoteles und Wolff zurückkehren. Diese Koordination führt, konsequent fortgehend, selbst zur idealistischen Indifferenz, die, als solche, überall nur einen Gradunterschied zuläßt. Also von selbst verschwindet dann jede Sittlichkeit, jede eigentliche Tugend. Und willkommen sind gewiß jene sogenannten . . . . . . der Raffinerie, der Sophisterey: wie Vieles kann da irgend ein Held des Glücks, des Talents (des Intellektuellen) u. s. f. dem „Rechtschaffenen", dem „würdigen" und selbst dem „edeln Manne" entgegenstellen oder — gegenüber, also koordinirend, aufstellen!! Aber diese Koordination hält

praktisch

praktisch so wenig als theoretisch Stand: bald verschwindet der Rechtschaffene in den Augen eines solchen Helden wie ein „Thor"; und natürlich heißt dann der Edle selbst — „ein Schwärmer".

II. In dem Begriffe der Schöpfung, wie er in dieser Antwort gebraucht ist, spielt besonders, geheim und täuschend, die Vorstellung der Providenz: die Idee, aber einseitig gefaßt, indem man in die Gegenwart setzt, was in Bezug auf den Menschen nur im Universum Statt hat. Also idealistisch! — Wer so antwortete, begriff nicht, daß und wie in dem Menschen das Physische unter der Form (Bedingung) des Moralischen gefaßt werden müsse. Er begriff nicht, wie daher der schöne Begriff der Würdigkeit und hiermit der Vergeltung, also nicht ohne die Grundlage der Idee, sich ergebe. Und indem die Koordination, sofern sie wörtlich besteht, eine Zweyheit („Duplicität") setzt; indem man folglich dadurch nie zur Einheit gelangt, die nur durch Subordination entsteht; so wie aber jene verschwindet, nur das bekannte, physische Einerley erscheint: so entflieht auch alles eigentliche Recht. Aber es kommt das sogenannte „Recht des Stärkern" („Faustrecht"): dieses heißt dann wohl selbst das eigentliche, ursprüngliche, indem eben jene idealistische Vorstellung der Providenz ihren Schein darüber breitet. So hat man uns kürzlich sogar die „heilige Faust"*) nach „Homer" aufgeführt! —

Die

*) Rühmlich, wenn auch nicht gerade schön, ist dieser Muth,

Die Idealistik oder eine Dogmatik dieser Art begriff nicht das Idealische, was schon in den Worten des alten Weisen sprach: Stärke und Gestalt des Körpers vergeht; wer aber den Herrn fürchtet, der besteht, der bleibt ewig. Jedoch unter dem Einflusse des Sittlichen gewinnt auch das Sinnliche (und das Verständige) im Universum, so wie es unter dem Einflusse des Gegentheils verliert. Wann und wie immer! —

Diese Idealistik sah ferner nicht ein, oder, wie ich lieber annehme, es war dem Sprechenden, Schreibenden, in dieser Stimmung seines Denkgeists entgangen: wie die Heiligkeit sich zur Gütigkeit und Gerechtigkeit gestaltet *), vermöge der einen keinen Unterschied zwischen Menschen und Menschen statuirend, und vermöge der andern nur Gute und Böse, Würdi-

Muth, diese Konsequenz, — im Kontraste mit einer Politik, die noch zurückhielt. Eine Zurückhaltung, die um so mehr auffiel, da man auf der andern Seite den revolutionairen Grundsatz der Reaktion befolgte. — Und wie entspricht eine solche Theorie des Rechts den Zwecken des Despotismus! Wo die Menschen, die Individuen, als „Figuren" auftreten; wo von dem Einzelnen als „Selbstzweck" überall nicht mehr gesprochen wird, da kann auch von den „Rechten der Menschheit" keine Rede mehr seyn: und natürlich verschwindet die „Persönlichkeit"! —

*) „Menschlich?" Ja, im Bilde als Produkte der Phantasie; aber nicht ohne die Idee als Produkt der Vernunft: also wiederum nicht ohne Realität! —

Würdige und Unwürdige, unterscheidend. So ergab sich die schöne Vateridee Gottes. Er hat keine „Lieblinge" und keine „Stiefkinder", so wie der Sinn dieser zwey Worte sich gegenseitig bestimmt. Allein nur vermöge der ächten, reinen Vorstellung der Providenz, indem sie Gegenwart und Zukunft verbindet, bewährt sich diese Idee. Und darauf beruhet der Adel der Menschheit; dadurch gehet ihr Trost, Muth und Freude in diesem Gedränge des Irdischen auf.

„Aber", ward eingewandt,

a) „es giebt doch offenbar **Begünstigte**, von der Hand der Natur, des Schöpfers". Also Günstlinge? Wohl, nach der zeitlichen Denkweise, wie diese der (bloßen) Erfahrung zufolge spricht: aber nicht nach der ewigen, die, eine Sprecherin der Vernunft, sich über Zeit und Raum wegschwingt *). Da zeiget sich nun, schon als gegenwärtig, eine schöne Gleichheit. Die **Idee** entscheidet. Und mag der hinzukommende **Begriff** dann eben diese Gleichheit nur im Universum, d. h. über kurz oder lange, aber gewiß erscheinend, setzen, erblicken: auch ihn wird nunmehr

*) „Freylich, schwingt man sich darüber weg, so hat aller Disput ein Ende". Aber nicht die menschlich schöne Verständigung! — Und so wird, hat er ja das Gesagte verstanden, Keiner sprechen, der für das Ewige und hiermit für das wahre Interesse der Menschheit „Sinn hat."

mehr die Erfahrung nicht irre machen, indem sie, als **Sinn**, im Kreise der Gegenwart und zwar bald auf der einen bald auf der andern Seite Widriges oder Widersprechendes aufweist. — „Aber", ward fortgefahren,

b) „wenn Einer **nur den guten Willen** hat, indeß ein Anderer **zugleich die Kraft und die Gelegenheit zur Ausführung** empfing: so steht offenbar jener mit diesem **nicht auf Einer Linie**". Dennoch! Der erstere nimmt, idealisch betrachtet, an den Thaten des letztern **wahrhaft** *) Theil; so wie jede That dieser Art, wo er sie auch immer vornahm, ihm eine wahrhaft **schöne** Freude gewährt. Solche Thaten gehören der Menschheit und daher insbesondre auch **ihm** an. Es sind also dieselben, aus dem höhern Standpunkte angesehen, **wirklich** auch seine Werke, seine Thaten. Was ihm **gegenwärtig** auf der **physischen** Seite versagt ist; das **wird** ihm, in dem Universo, noch zukommen: **wann** und **wie immer**! U. s. w. Da erscheint also wieder die **schöne, erhabene Gleichheit**, gefodert durch die **Idee** der „Gerechtigkeit", und derselben entsprechend. — **Achtungswürdig** ist, im gesetzten Falle, der Eine sowohl als der Andere. Und schätz-

*) Wem die **Wiederkehr** dieses — Wörtchens (oder eines andern) auffiel: der übersehe nicht das Bedürfniß des **doktrinellen** Vortrags, zum **Deutlichkeit** und hiermit selbst des **Nachdrucks**!

schätzbarer ist der letztere nur insofern, als der Begriff oder dessen Bestimmung noch besonders im Kreise der Gegenwart — in irgend einer besondern Sphäre der Menschheit, z. B. im Staatsverhältnisse — gilt.

Merkwürdig war mir, daß vornehmlich die sogenannte christliche (katholische und lutherische oder reformirte) Dogmatik dergestalt mit dem Begriffe des „Schöpfers", des „Herrn" u. w. da und dort spielen oder — manövriren konnte. Schon ehedem spielte da, obwohl in der gröbern Form, die Idealistik. Ein Merkmal oder eine Eigenschaft, die nach unserer Ansicht nächst der Heiligkeit in jenem Umfange erst hinzukommt, die „Allmacht" war da entscheidend, allbestimmend. Daher der „Unendliche", d. h. Allgewaltige. Und natürlich zeichnete diesen die Willkühr aus, wie solche konsequent fortgeführt, nur dem gesteigerten Despoten zukommen mochte. Selbst ein apostolisches Wort mußte dieser Idealistik dienen: der Schöpfer wurde dem — „Töpfer" verglichen! Was bey dem Apostel wohl, indirekter Weise genommen (entgegengesetzt dem jüdischen Stolz rc.), eine mildere Erklärung zuläßt: das würde geradezu (direkte) aufgefaßt und angewandt. — Kein Wunder, wenn diese Hyperdogmatik unter dem Schutze der neuen Idealistik da und dort zurückkam, wenn sie, darauf gestützt, ihren Flügel muthiger schwang, und — selbst den „Töpfer" wieder aufführte!

Mächtig

Mächtig wirkt die Gewohnheit, der frühere Eindruck. Es sanken sogar da und dort Einer zurück, der die reinern Vorstellungen des Kriticismus schon gefaßt zu haben schien. Man „ging zurück“: 1) wegen des Mangelhaften in der kantischen Darstellung, und 2) wegen des Auffallenden in so mancher spätern, hyperkantischen. Um so mehr, bey jener Vorstimmung und im Gegensatze mit diesem Mangel und diesen Gebrechen, konnte der neue, idealistische Schein hier dort Einen anziehen und blenden, so daß ihm selbst das reinere Licht, wenigstens in den einzelnen Momenten der neuen Spekulation, wiederum ganz entschwand. Um der Wahrheit willen, also sine ira et studio, setze ich bey: nicht bloß im katholischen Deutschlande! Der Leser kennt vielleicht, wenigstens aus unsern Lit. Zeit., die neue Theologie eines sonst sehr achtungswürdigen protestantischen Gelehrten: eines Mannes, dem sonst idealische Tendenz und Geschmack so wenig als Gelehrsamkeit oder ausgebreitete Kenntniß gebricht. So windet sich der Zeitgenius auf dem Pfade der Kultur! —

Was ehedem schon ein solcher Dogmatiker sprach, zumal sein Ton, ist mir unvergeßlich: und zwar in einem Theile unseres deuschen Vaterlandes *), wo

*) Nie wollen wir dieses Band aufgeben, troß jeder Aenderung, welche das mächtige Sch ckſal noch in die äußere, politische Form bringen mag! Denn es ist unsere Sprache, unsere Literatur, unsre Kultur selbst, wodurch dieß schöne Band geknüpft wird. Und ließe

wo derselbe eben kein Nachklang oder Ausbruch der Mönchstheologie genannt werden könnte. Auf die Bemerkung: die Guten, nicht die Bösen, werden vom Geiste Gottes regiert" (getrieben, beseelt u. dgl.) — erwiederte und rief er emphatisch: „der Herr regiert Alles, er regiert sogar die Teufel". Und als man erinnerte: „allerdings, vermittelst seiner Allmacht, sofern diese als Providenz wirkt; aber sein Geist, der heilige, regiert oder beherrscht wohl nicht die Bösen als solche: da wurde er zwar durch die Pointe dieser Erinnerung ein wenig getroffen; allein schnell sammelte er sich wieder, und noch stärker, noch emphatischer scholl der Refrain: „der Herr regiert .... selbst den T— — l"!" Uebrigens war, der so sprach, ein wackerer nnd gelehrter Mann: also, was da erklang, nur die Nachwirkung der Gewohnheit in dieser dogmatischen Form. Und welche Gestalten eben derselbe Dogmatismus in der Philosophie, soweit auch diese in die Erscheinungswelt fällt, hervorbringen könne, ist hinlänglich — zumal (leider!) in unserer neuern Zeit — durch die Erfahrung bekannt.

Ein neu-idealistisches Manövre, durch Verbindung einer solchen Zeitform mit der alten Theologie, ist mir kürzlich vorgekommen: „der **Urmensch** oder der Mensch wie er in Gott war". Wenn ein genialischer Pädagogiker, den wir kennen, uns den „Idealmensch

---

ließe sich wohl, nach diesem Leitsterne der Idee, nicht ein tieferer Grund aufzeigen, der uns, auch im unglücklichsten Falle noch, selbst zu der Benennung „Nation, national" u. s. w. berechtigen und ermuntern könnte?

menschen" aufstellt: wer sollte diesen nicht freundlich aufnehmen? Spricht er doch jedes offene Gemüth innig, freundlich an! So wie das Ideal hier vorgestellt ist, folget nicht, daß die Absolutheit als solche, geradehin, auf den Menschen anwendbar sey, oder daß er, der endliche Geist, dasselbe je völlig erreichen könne. Nicht also der „theologische" Urmensch! Es findet sich, in jener Welt (post mortem), ein Punkt, wo derselbe erreicht ist: und auf diesem Punkte, mag er dort etwas füher oder später eintreten, sitzt dann das Individuum fest. Da ist nun Ruhe, schlechthin keine weitere Thätigkeit, außer — es falle wiederum ab! Denn der idealistische „Abfall von Gott" spielt in dieser neuen „Spekulativ" eine besondere Rolle. Abgefallen mag sich der Endliche dann wieder emporarbeiten, bis — er denselben Punkt wieder erreicht hat. — Welches Licht fällt hierbey auf die „Tugend"? Und wird nicht durch ein solches Non plus ultra der Menschheit das Herz aus dem Leibe, aus der Seele gerissen?? Da sehe ich fürwahr nur jenes Gepräge der Idealistik: „Einseitigkeit, Uebertreibung", ist mir gleich das Wahre, was der Vorstellung zum Grund liegen mag, nicht fremd. Die „Unschuld", reinidealisch (idealisch) und dann auch im Begriffe aufgefaßt, hat ein schöneres Aussehen. — Wer übrigens die ältere Theologie kennt; der wird, wenn er diesen „Urmenschen" etwas näher betrachtet, vielleicht den Namen oder doch eine modische Umgebung, aber keineswegs die Sache ganz neu finden.

Ueberhaupt, so lange man nicht bestimmt vom Gesichtspunkte der Freyheit ausgehet, hat man überall,

deucht

deucht mir, im Reiche der Menschheit keinen festen und lichten Punkt. Es mag dann, besitzet man sonst Talent, Kenntniß und Gewandtheit, Mancherley vorkommen, das hoch oder „genialisch" tönt und aussieht: im Ganzen entsteht doch nur ein mystisches oder phantastisches Gewebe, vielleicht ein reizenderes Helldunkel, aber zugleich eine Verwirrung; daher ein störender Wortstreit, Mißverstand auf der einen Seite, Machtsprüche auf der andern u. s. w. Nimmer entsteht dadurch die schöne Harmonie der Geister, welche auch in diesem Reiche stets völliger eintreten sollte. Selbst der Eine Zweck der Menschheit wird dadurch gehindert, nicht befördert, bald hier bald dort, und zwar positiv nicht minder als negativ. Wozu ist am Ende jede Spekulation, jedes intellektuelle Streben und Wirken bestimmt? — Nur jene höhere Macht, die **Vorsehung**, kann aus diesem Kampfe der Geister noch Besseres entwickeln. Aber preisend, wie billig nach dieser Ansicht oder im Gegensatze mit der Unthätigkeit, dem Stillstande, der Lethargie u. s. w. selbst jene Disharmonie, jenes Ringen und Kämpfen der Denkgeister, übersehe und vergesse man nicht: was hierbey insbesondere die Aufgabe des **Menschen** sey!

Treffend entspricht dem Gesichtspunkte der Freyheit so manches evangelische Wort. Da entscheidet die Verwendung, nicht der Besitz: wer hat, indem er geistig (freythätig) erwarb, dem wird noch mehr gegeben, und umgekehrt. Im Fortschritte, wie dieser dem Universum angehört, wird der Mensch betrachtet,

da, wie bekannt, das Ewige in der Zeit sich entwickelt und geltend macht. Also die moralische Beurtheilung gilt, entscheidet, zumal in so mancher recht sprechenden „Parabel", z. B. in jener von den „Talenten". Welch ein Kontrast mit der koordinirenden Ansicht jener „Theologen"!

Vermöge der idealischen Denkweise ergiebt sich dann ein höherer und bestimmterer Begriff der Geistesthätigkeit. Darin fand Pestalozzi, nach der genannten Schrift, den „Centralpunkt des menschlichen Handelns". — Wirkens? Denn das Handeln kommt, wenn nicht einige Verwirrung einreißen oder sich erhalten soll, nur der freythätigen Potenz zu; und zur Bezeichnung der letztern hat einmal unsre Sprache kein anderes, ausgezeichnetes Wort, als den „Willen". Aber rein muß dann der Wille aufgefaßt werden. — Pestalozzi's Recens., der zuerst Gedachte, vermißt auch hierbey die „psychologische Deduktion", und erinnert: „Wenn wir das Thun auch schon auf ein Bewußtes beschränken, so möchte ein bestimmtes Thun „(geistige Thätigkeit) wohl kaum ein unbestimmtes „gebähren. Wenigstens würde alsdann die Schöpfung „bey dem Menschen auf einmal rückgängig." Er fragt ferner: ob diese Geistesthätigkeit „uranfänglich" sey? — Können wir nach einem physischen Gesetze erklären, was aus der Wurzel, aus dem Grunde der Freyheit hervorgeht? Das Gesetz der Kausalität, indem es der Natur angehört, ist bekanntlich auf jene nicht an-

wendbar

wendbar. Aber jene verbreitet, so wie sie anerkannt ist, auch über diese ihr Licht — im Reiche der Menschheit.

Nehmen wir Pestalozzi's „Geistesthätigkeit" mit dessen „Liebe", in der angeführten Stelle, zusammen; so verstattet auch sie die höhere und bestimmtere Ansicht. In den tiefern Sinn des ehrw. Pädagogen ist, deucht mir, unser Rec. nicht eingedrungen: was zumal dort von der Liebe gesagt ist, ward von ihm (der sonst einen geübten Denkgeist und manche Kenntniß offenbart) zu wenig gewürdigt oder erkannt. Durfte, konnte P. das thätige Princip auf seinem Felde nicht als „Liebe" auffassen und darstellen? Man vergleiche, was er davon als Richtungs- und Vereinigungspunkte sagt, mit dem sonst Gesagten: „das sittliche Princip, die sittliche Tendenz muß allem Andern die Richtung geben" u. w. Und man bedenke, wie die Liebe, unserer Darstellung zufolge, mit dem (ächt-) sitttlchen Grunde zusammenhängt.

„Die Tiefe eines kindlich reinen Gemüths und die Energie seines Charakters" wird an P. von unserm Rec. erkannt; und schön ist es, wie er, sein Ideal würdigend, auch dessen Geist nicht an seine Formen bindet, und zugleich auf das „unvergängliche Streben nach Humanisirung" hinweist. Da erscheint der Fortschritt und hiermit der Aufruf zum Bessern in einem schönen, idealischen Lichte: ganz anders, als — „der moralische Rippenstoß"! Treffend ist diese Abfertigung gegen die Moralistik, insbesondre gegen ein bekanntes Treiben des Mönchsgeistes.

Nur

Nur könnte der Gebranch des Beyworts „moralisch", leicht in den Augen jenes **Weltgeistes** auf die ächte Moral ꝛc. selbst Schatten werfen. Und wenn die **Idealistik**, dem Menschen geradehin die Vollendung zusprechend, dann mit diesem „Stoße" selbst den **reinen Tugendbegriff** abweisen möchte: so erscheint daran ein **Zerrbild**; und der Ausdruck ist in jeder Hinsicht verwerflich.

In dem „Streben nach Humanisirung" begegnet dem **idealisch Denkenden** die ewige Einheit des Wahren, Guten und Schönen; es begegnet ihm die schöne Einheit der Wahrheit und Tugend, der Tugend und Religion. Denn so erscheint ihm **das Eine**, die **Sache**, mag auch der **Name**, wie er in die Zeit fällt, und hiermit die **Form** noch mehr oder weniger mangeln. Die **Menschheit** (**Humanität**, in dieser Bedeutung des Wortes) ist entwickelt, die **Idee** derselben **realisirt**: im Einzelnen, in Mehreren, und so im Ganzen. Der Fortgang, den ächten Grund voraussetzend, umfasset dann Alles, was in denselben Kreis eintritt. Immerhin zeige der **Begriff**, wie er noch zugleich der Zeit angehöret, hier und dort ein mächtiges Hinderniß auf! Es spricht die Idee: „**das Gute gelingt**", **das Göttliche siegt!** Denn nicht auf irgend eine Sphäre der **Gegenwart**, nicht auf diese selbst ist das eigentliche Menschenreich beschränkt, oder darin beschlossen, zufolge jener Idee, oder was **dann** Eines ist, jenem Begriffe der Humanität. Und treffend entspricht die „Humanisirung", auf solche Art, dem **Höchsten der Menschheit.**

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salat, Jakob,

Die reinmenschliche Ansicht der Ehe

München 1807

Bibl.Mont. 5091
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10726460-4